Germ. sp.
533
a

Germ. sp.
733 q.

Wittmann

Germ. sp.
33 q.

Wittmann

Die Geschichte

des

Königreichs Württemberg.

Vom Jahre 1806 bis auf unsere Zeit.

Mit

besonderer Berücksichtigung des Lebens und Wirkens

Seiner Majestät

des

Königs Wilhelm I.

Eine Festgabe zu dessen fünfundzwanzigjährigem Regierungs-Jubiläum.

Nach den sichersten Quellen bearbeitet

von

J. C. Wittmann.

Ulm, 1841.

Wagner'sche Verlags-Buchhandlung und Buchdruckerei.

J. A. Walter.

356.B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

— — — Das ist das Höchste,
Was des Sterblichen Auge
Seh'n kann: Ein König, der Glückliche macht!
Klopstock.

Es ist unbestritten, daß der Zeitraum von 1806 bis auf die gegenwärtige Zeit in der Geschichte unsers geliebten Vaterlandes der schönste, wichtigste und inhaltschwerste ist. Was Alles in früheren Jahrhunderten geschah, gleicht mehr dem

Samen und dem Keime, aus welchem in dem gesegneten Schwabenlande ein Baum hervorwuchs, hoch, kräftig und stark, der mit seinen mächtigen Aesten und Zweigen einer frohen und glücklichen Familie von mehr denn Einer und einer halben Million Seelen erquickenden Schatten gewährt. Zwar blickt auch der Württemberger mit Wehmuth zurück auf eine Zeit, in welcher er, zufolge schwerer Kriegsdrangsale, unter dem Drucke einer Willkürherrschaft seufzte. Wie aber diese sturmbewegte Zeit für das gesammte „deutsche" Vaterland die wohlthätigsten Erschütterungen hervorgebracht hat, eben so hat sie auch in den württembergischen Landen, in welchen sich harmonisch verbunden hat ein gesunder und kräftiger Volkssinn mit den väterlichen Bestrebungen seiner beiden letzten Regenten, die stärksten Anregungen gegeben zu einem raschen, freudigen und erfolgreichen Aufschwunge des Geistes und des Lebens. War nun auch in diesem Betrachte König Friedrich, der so treu und so standhaft hieng an seinem angestammten Lande und Volke und dieses, wenn auch oftmals durch gewaltsames Verfah-

ren, dennoch so sicher und so glücklich hindurch geführt hat durch alle Klippen jener drohenden Zeit, wirklich der rechte Mann für eben diese Zeit; so war nach ihm sein Sohn **Wilhelm**, unser geliebter König, nicht minder von der Vorsehung dazu bestimmt, sein treues Volk durch gleich wohlwollendes, aber auch mildes, ruhiges und besonnenes Walten zu schirmen, zu segnen und zu beglücken. Ja, es bilden Seine Regierungsjahre in der vaterländischen Geschichte den schönsten und glücklichsten Zeitraum. Denn ihm ward es nach jener sturmbewegten Zeit vergönnt, im sanften und erquicklichen Schatten der Friedenspalme in unserm Vaterlande die segensreichsten Schöpfungen in's Leben treten zu lassen, und dadurch das Wohl seines treuen Volkes unerschütterlich fest zu gründen und zu fördern. Aber es hat sich auch König Wilhelm durch eben diese Schöpfungen, die geflossen sind aus seinen väterlich milden Gesinnungen, die gerechtesten Ansprüche erworben auf die dankbarste Anerkennung von Seiten seines getreuen Volkes. Wer sollte darum bei der herannahenden schönen und seltenen Feier seines fünfund-

zwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums, das gegenwärtig ganz Württemberg in Bewegung setzt, nicht von ganzem Herzen in den Wunsch und in die Bitte einstimmen: Gott! nimm unter deinen väterlichen Schutz unsern allgeliebten König! Laß ihn noch lange glücklich und froh zur Lust und zur Freude seines treuen Volkes regieren im Vaterlande!

Ulm, im September 1841.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

König Friedrich I.

Ein Despot bist du gewesen, — doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.
Anastasius Grün.

„Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Mit diesen Worten erschien Napoleon Bonaparte, der erst vor Kurzem Kaiser der Franzosen geworden war, am 2. October 1805 in dem Schlosse zu Ludwigsburg vor dem Kurfürsten Friedrich II. Dieser hatte sich nämlich geweigert, an dem zwischen Frankreich und Oesterreich auf's Neue ausgebrochenen Kriege Theil zu nehmen; denn er wollte mit aller Standhaftigkeit die geforderte Neutralität behaupten. Als aber indeß die französischen Heerschaaren das Land bereits überschwemmt, und Napoleon gedroht hatte, er werde den Kurfürsten als seinen Gegner und Württemberg als ein erobertes Land betrachten, in welchem er sogleich eine Brandschatzung von 8 Millionen Franken und andere unerschwingliche Lieferungen fordern werde, so gab Friedrich den dringlichen Umständen der Zeit nach und schloß mit Napoleon am 4. October einen Bund gegen Oesterreich, in welchem er versprach, 10,000 Mann zum französischen Heere stoßen zu lassen. Er hatte wohl eingesehen, daß Napoleons Feindschaft ihm Alles nehmen, seine Freundschaft dagegen ihm viele Vortheile gewähren könne. Und der Erfolg lehrte in der That, daß Friedrichs Wahl gut überdacht war. Denn Napoleon sagte ihm auf der Stelle nicht bloß die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit seiner Staaten, sondern auch für die Zukunft volle Souveränität, sowie eine Gebietserweiterung und Beistand gegen etwaige Einsprache seiner

Landstände zu. Der letztere Fall trat jedoch niemals ein; denn die Landstände, gleichfalls von der Dringlichkeit der Zeitumstände überzeugt, bewilligten nicht nur eine neue Auswahl von 2000 Mann, sondern auch eine Geldaufnahme von einer halben Million Gulden. In kurzer Zeit stand ein 6,300 Mann und 800 Pferde starkes mit 16 Geschützen versehenes Truppenkorps schlagfertig da, um unter dem Oberbefehle des Generallieutenants von Seeger der französischen Armee, welche unterdessen rasche Fortschritte gemacht hatte, nachzurücken. Schon am 17. October gab sich der kleinliche Mack, der in der Gefahr den Kopf verloren hatte, mit seinem ganzen Heere in Ulm gefangen, und am 13. November zog Mürat in der österreichischen Hauptstadt Wien ein, während Napoleon sein Hauptquartier in dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn aufschlug. Von hier aber brach er unverweilt nach Mähren auf, wo sich der Rest der österreichischen Armee mit den Russen vereinigt hatte, und lieferte am 2. Dezember bei Austerlitz die Dreikaiserschlacht des 19. Jahrhunderts. Die Russen mußten sich mit bedeutendem Verluste nach Ungarn zurückziehen; Kaiser Franz dagegen sah sich genöthigt, mit Napoleon am 26. Dezember 1805 zu Preßburg unter schweren Bedingungen Frieden zu schließen. Nun aber war es an der Reihe Napoleons, dem Kurfürsten Friedrich das früher gegebene Wort in Erfüllung gehen zu lassen. Und wirklich belohnte auch der Sieger bei Austerlitz den Beitritt des württembergischen Monarchen zu Frankreich auf eine sehr glänzende Weise. Alle in und an seinen Landen gelegene Güter des Deutschordens, des Maltheserordens, der Reichsritterschaft, sowie alle vorderösterreichische Herrschaften in Schwaben durfte er in Besitz nehmen, was er auch ohne Zaudern that; überdieß ertheilte ihm der mächtige Kaiser der Franzosen die Königswürde und erhob Württemberg zu einem Königreiche. Dieses Alles aber wurde im Frieden zu Preßburg von dem deutschen Kaiser anerkannt, der zugleich auch dem Anwartschaftsrechte, das sich das Erzhaus Oesterreich im Prager Vertrage auf das Herzogthum Württemberg erworben hatte, entsagte. Die neuerworbenen Länder Friedrichs zählten, mit Einschluß der ritterschaftlichen und deutsch- und maltheserordenschen Besitzungen, eine Bevölkerung von 105,137 Seelen.

Am ersten Januar 1806 that Friedrich I. seinem Volke feierlichst kund, daß er die Königswürde angenommen habe, und verordnete

zugleich, daß zum Andenken hieran der Neujahrstag künftighin alle Jahre als Fest gefeiert werden sollte. Bevor wir nun aber der vielen neuen Verordnungen und Einrichtungen, welche unter der Regierung Königs Friedrich vom Tage der Annahme der Königswürde alljährlich im Lande erfolgten, gedenken, müssen wir unserem geschichtlichen Gemälde eine kurze Lebens- und Charakterschilderung des neuen Königs vorangehen lassen.

Friedrich I., von zwölf Kindern der älteste Sohn des Herzogs Friedrich Eugen, wurde im Jahre 1754 zu Treptow in Hinterpommern geboren. Sein Vater war preußischer General, und zeichnete sich unter Friedrich dem Großen, namentlich im siebenjährigen Kriege, auf's Vortheilhafteste aus. Seine durch viele Strapazen geschwächte Gesundheit aber veranlaßte ihn später, den Commandostab niederzulegen und zuerst zu Mömpelgart, dann als preußischer Statthalter von Bayreuth in den Geschäften des Friedens eine süße Erholung zu suchen. Während seiner militärischen Laufbahn lag die Erziehung seiner Kinder, die ganz im Sinn und Geiste Friedrichs des Großen geleitet wurde, fast einzig seiner Gemahlin ob. Besonders aber wurde die möglichste Sorgfalt auf die Bildung und Erziehung des Erstgebornen, des nachmaligen Königs Friedrich, verwendet, und dabei als erster Grundsatz in Anwendung gebracht: „Diesen erstgebornen Sohn besonders zum strengsten Gehorsam anzuhalten, weil Niemand im künftigen Berufe nützlich und weise befehlen könne, wenn er nicht von frühester Jugend auf selbst zu gehorchen gelernt habe." Der junge Prinz wurde nach den damals herrschenden Erziehungsbegriffen vorzugsweise in den Naturwissenschaften, in der Geschichte und Geographie, überhaupt in den sogenannten Realien unterrichtet, ohne daß jedoch die sprachliche Bildung bei ihm vernachläßigt worden wäre. Und in der That hat sich auch Friedrich, unterstützt von ausgezeichneten Anlagen und einem trefflichen Gedächtnisse, in eben diesen Fächern, vorzüglich aber in der Mathematik, die seltensten Kenntnisse erworben. Der ganze Geist seiner Bildung und Erziehung jedoch war französisch. Dazu trug nicht allein sein Aufenthalt in Preußen, sondern vornehmlich auch der Umstand bei, daß er, um seine Bildung zu vollenden, mit dreien seiner jüngern Brüder nach Lausanne geschickt wurde. Die französische Sprache war daher auch seine Lieblingssprache, sein glänzendstes Talent aber eine seltene und hinreißende Beredtsamkeit, die mit der größten

Gewandtheit auch die verschiedensten Gegenstände in ihren Bereich zu ziehen wußte.

In Folge seiner französischen Ausbildung war es nun ganz natürlich, daß Friedrich preußische Kriegsdienste suchte, und auch mit Freuden in dieselben aufgenommen wurde. Friedrich der Große übertrug ihm die Stelle eines Obersten, zog ihn an seine Seite und wies ihm Potsdam zu seinem künftigen Aufenthalte an. Später aber wurde er als Chef eines Dragoner-Regiments nach Lüben in Schlesien beordert, wo er sich als solcher in dem baierischen Erbfolgekriege sehr vortheilhaft auszeichnete, worauf er zum Generallieutenant befördert wurde. Am 27. Oktober 1780 vermählte sich Friedrich mit Auguste Karoline Friedrike Louise, der ältesten Tochter des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, geboren den 27. Septbr. 1781 zu Lüben; er wurde in der Taufe genannt Friedrich **Wilhelm** Karl, und ist der jetzige König von Württemberg. Ihm folgten später noch drei Geschwister, Catharina, nachmalige Gemahlin Jerome's, Königs von Westphalen, der Herzog Paul von Württemberg, und eine Prinzessin, die jedoch nicht länger als ein Jahr lebte. — So kam es, daß der württembergische Thronerbe fern von der Heimat in einem schlesischen Garnisonsstädtchen als der Sohn eines preußischen Obersten zur Welt geboren wurde. Kein fürstlicher Glanz umgab seine Wiege, obschon seine hohe Bestimmung wahrscheinlich genug auf der Hand lag. Und auch in den ersten Lebensjahren war es still um den fürstlichen Knaben; es war ihm nicht gegönnt seine Augen zu weiden an der schönen heimatlichen Natur. Unter dem dumpfen Gerassel preußischer Trommeln mußte er sich von seinem Vaterlande erzählen lassen, und das schöne Schwabenland mit seinen reizenden Gegenden, mit seinen biedertreuen, klugen, arbeitsamen, gesangfrohen Bewohnern lag nur in seiner Phantasie. Ueberdieß wurden ihm alle diese Entbehrungen nicht einmal durch ein freundliches Familienleben, das sonst kindliche Gemüther für so manchen Mangel zu entschädigen vermag, ersetzt. Der strenge Vatrr, der sich in seinen Dienstverhältnissen unbehaglich fühlte, verließ Preußen und die Seinigen und machte mit seiner Schwester und deren Gemahl, dem Großfürsten Paul von Rußland, eine Reise nach Italien, worauf er sodann in russische Kriegsdienste trat. Die Kaiserin Catharina stellte ihn als Generallieutenant an und übertrug ihm zugleich die Stelle eines Statthalters von Finnland.

Als aber nicht lange nachher ein Krieg mit der Türkei auszubrechen drohte, erhielt er das Commando über eine Beobachtungsarmee und die Stelle eines Gouverneurs von Cherson, an der Mündung des Dneprs. Doch auch hier hatte Friedrich keine bleibende Stätte gefunden. Er verließ den russischen Dienst und zog sich an die reizenden Ufer des Genfersees zurück, wo er nicht weit von Lausanne das Schloß Monrepos miethete. Wenn nun aber auch schon dieser beständige Wechsel des Aufenthalts auf die Erziehung des jungen Prinzen **Wilhelm** nicht sehr vortheilhaft einwirken konnte, so litt dieser doch gerade hier den empfindlichsten Verlust durch den Tod seiner zärtlich liebenden Mutter. Sie starb an seinem Geburtstage am 27. September 1788. Mit ihr verlor der siebenjährige Knabe das Einzige, was ihn noch freundlich an das Leben geknüpft hatte. Doch auch an den klaren Wassern des Schweizer-Sees fand Friedrich keine Ruhe. Er wechselte schon wenige Monate nach dem Tode seiner Gemahlin abermals seinen Aufenthalt und ließ sich in Bodenheim, einem Landgute unweit Mainz, häuslich nieder. Von hier aus unternahm er häufige Reisen nach Frankreich und Holland, wohin er sich in damaliger bewegten Zeit vornehmlich gezogen fühlte. Endlich aber führte ihn, bei der nahen Aussicht auf den württembergischen Thron, der unruhige Stern seines Lebens in das Vaterland selbst zurück. Prinz Wilhelm war 9 Jahre alt, als sich sein Vater in Ludwigsburg niederließ, wo er das Palais in der Poststraße bezog, während er im Sommer ein Landgut in dem benachbarten Dorfe Schwieberdingen bewohnte. Und so war es denn, nach so langem Aufenthalte in der Fremde, dem jungen Thronerben endlich vergönnt, den vaterländischen Boden zu betreten. Doch auch hier leuchtete ihm anfänglich nicht freundlich die Sonne des häuslichen Glückes, nach welcher er so sehnsuchtsvoll aufblickte. Ein unruhiger Geist trieb seinen Vater wieder mehrere Male in die Fremde fort. Merkwürdig ist es dabei, daß gerade er es sein mußte, welcher im Jahre 1792 Franz II., dem letzten deutschen Kaiser, das Wahldiplom nach Seligenstadt zu überbringen hatte. Auch machte er eine Reise nach Frankfurt am Main, und eine zweite nach Sonnenberg, wohin ihn Prinz Ferdinand von Preußen zum Ritterschlage berufen hatte. Indessen starben seine beiden Oheime, die Herzoge Karl und Ludwig Eugen, schnell nach einander, und Friedrich konnte nun, da sein Vater Friedrich Eugen zur Regierung berufen wurde, den Titel eines Erbprinzen von **Württemberg**

annehmen. Aber auch jetzt war er noch nicht geneigt, im häuslichen Frieden sein Glück zu suchen. Nachdem er am 2. Juli 1796 vergeblich den Kniebispaß gegen die in das Land hereinstürmenden Franzosen vertheidigt hatte, floh er mit der herzoglichen Familie nach Ansbach, kehrte aber, in Folge der Schlacht bei Würzburg, wieder in das Land zurück, gieng sodann abermals hinweg nach Wien, von wo an er über Prag und Hamburg nach London reiste, und von dort im Frühlinge 1797 seine zweite Gemahlin, die Kronprinzessin Charlotte Auguste Mathilde von Großbritanien, mit zurückbrachte. Die übrige Zeit bis zu seines Vaters Tode und seinem Regierungsantritte (23. Dezember 1797) brachte er zu Stuttgart zu, wo er sich mit unermüdetem Eifer und ausgezeichnetem Verstande auf seinen Regentenberuf würdig vorbereitete. Er trat denselben an in der vollen Kraft des gereiften Mannes im 43. Jahre seines Lebens, und ist der fünfzehnte und letzte Herzog von Württemberg.

Was nun aber den Charakter Friedrichs und alles Das, was er für Württemberg gethan, anbelangt, so ist gewiß, daß wohl keiner unter allen Fürsten unsers geliebten Vaterlandes so verschiedene und so entgegengesetzte Urtheile über sich ergehen lassen mußte, als gerade Er. Eine Partie nannte ihn unbedingt den Schöpfer eines neuen politischen Lebens in dem württembergischen Staatskörper, und pries ihn — und dieß nicht mit Unrecht — als einen Fürsten erster Größe. Eine andere Partie dagegen, die nicht die Verhältnisse und den Geist der Zeit, in welcher der große Fürst lebte, zu würdigen wußte, fällte ganz entgegengesetzte Urtheile über ihn. Man nannte ihn schwach gegen sich selbst, beschuldigte ihn der Sucht, Friedrich dem Großen als Regent, allen Mächten Europa's aber im Prunke und in den Soldatenmassen nachzuahmen. Doch ist es anerkannt, daß große Männer nur richtig beurtheilt werden können von Geistern gleicher Größe. Darum sind uns auch hier die bekannten Worte Napoleons willkommen: „Der König von Württemberg ist ein sehr strenger Mann, aber nicht minder rechtlich, und unter den Souveränen Europas der geistvollste.“ Dies ist wohl das einzig richtige Urtheil über den Charakter Königs Friedrich. Er war allerdings ein strenger, ja oft harter, dabei aber auch rechtlicher Mann, dem das Wohl seines Landes sehr am Herzen lag. Nur konnte er, zufolge seines ausgezeichneten Talentes, dieses Wohl nicht im Kleinen und Althergebrachten suchen; vielmehr entwarf er eigene Pläne zu seiner und

seines Volkes Größe. Friedrich verstand seine Zeit; sein politischer Blick reichte in ein Gebiet hinein, wohin seine Landstände nicht zu schauen vermochten, obschon sie ihm alle Mittel erschweren zu müssen glaubten, die zur Erreichung seiner Pläne führen sollten. Darum stand aber auch bei ihm keine seiner Erwerbungen in höherem Werthe, als gerade die Erwerbung der vollen Souveränität. Zwar hatte Napoleon darunter weiter nichts verstanden, als Unabhängigkeit seiner deutschen Verbündeten von jedem Oberlehensherrn, wie es bisher der deutsche Kaiser gewesen war. Es konnte ihm nicht einfallen, den deutschen Souveränen eine Gewalt über ihre Unterthanen einzuräumen, wie er sie selbst in Frankreich nicht hatte. Friedrich dagegen, genöthigt durch die vielen Hindernisse, welche ihm bei der Ausführung seiner großen Pläne von Seiten der Landstände in den Weg gelegt worden waren, nahm die Bedeutung des Worts „Souveränität" im weitesten Sinne, und verstand darunter Unumschränktheit in der Regierung und Aufhören jeder Schranke von Seiten der Landstände. Darum hob er auch, noch ehe dem Volke die Annahme der Königswürde verkündigt wurde, schon am 30. Dezember 1805 die althergebrachte Landesverfassung, als den veränderten Zeitumständen nicht mehr entsprechend, auf, und vereinigte zugleich das reiche evangelische Kirchengut mit dem Staatsgute. Die Landstände wurden sofort als entbehrliche Dinge verabschiedet, ihre Kassen und Archive weggenommen und das Land von allen diesen Veränderungen in einer Proklamation in Kenntniß gesetzt. Zugleich ergieng an die königlichen Räthe in den Collegien, und am folgenden Tage (am 1. Januar 1806) auch an die Beamten ein Erlaß, nach welchem diese ihrer Verpflichtungen auf die Verfassung enthoben, dagegen aber aufgefordert wurden, innerhalb sechs Tagen den unbedingten Eid der Treue und der Unterthänigkeit gegen die Allerhöchste Person des Souveräns zu leisten, widrigenfalls sie ihrer Stellen und Besoldungen für verlustig erklärt würden. Die Landstände protestirten zwar gegen solche Verordnungen; fügten sich aber in dieselben, als sie einsahen, daß sie gegen die Gewalt unvermögend seien. Die Beamten und späterhin auch die Magistrate der Städte leisteten den geforderten Eid der Treue; das Volk dagegen staunte und — schwieg.

So war nun Friedrich unumschränkter Souverän in Würtemberg. Die ganze Staatsgewalt lag in seinen Händen. Niemanden

hatte er von seinem Thun Rechenschaft zu geben; sein Wille galt als Gesetz. — Zuerst vereinigte er das Stammland mit den neuerworbenen Landestheilen zu Einem Staatskörper; sodann ließ er am 18. März 1806 für das vereinigte Ganze ein Organisationsmanifest erscheinen, nach welchem es klar ward, daß die neuen Einrichtungen im Lande ganz nach dem Muster Frankreichs gemacht worden waren, ohne daß jedoch Friedrich das französische Gesetzbuch (Code Napoleon) angenommen hätte; denn er fühlte sich Mann's genug, sein Königreich allein und selbstständig zu organisiren. Es folgte nun eine königliche Verordnung nach der andern. Viele gereichten dem Staate zu bleibendem Wohle, manche aber mußten in damaliger Kriegszeit als drückend erscheinen. — Zu Anfang des Jahres 1807 wurde das Staats- und Regierungsblatt errichtet; den Bekennern der drei christlichen Confessionen wurden gleiche Rechte eingeräumt; denn Friedrichs freier Geist kannte keine Vorliebe für das eine oder das andere Glaubensbekenntniß. Zugleich erhielt auch das Militärwesen die nothwendigen Verbesserungen; es wurde auf einen Fuß gestellt, wie die damalige Zeit es verlangte. Ebenso wurden die Polizeigesetze geschärft, und wenn diese auch, besonders in den neuerworbenen Landestheilen, als drückend angesehen wurden, so fiel die Schuld wohl nicht dem Könige, sondern seinen Werkzeugen zur Last. Seine besondere Aufmerksamkeit wendete König Friedrich auf die Verbesserung des württembergischen Kirchen- und Volksschulwesens, und es wurde darin auch in kurzer Zeit außerordentlich Vieles gethan. Im ganzen Lande wurde gleiches Maaß und gleiches Gewicht eingeführt, und überall neue Kunststraßen angelegt und die alten verbessert. Wenn nun aber auch solche und noch viele andere Verordnungen und Einrichtungen auf den Zustand des württembergischen Volkes und Landes sehr wohlthätig wirken mußten, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch Vieles geschah, was von den Württembergern als drückende Last schmerzlich empfunden wurde. Vor Allem waren es die Hemmnisse, mit welchen der freie Verkehr, der Handel und die Gewerbe zu kämpfen hatten. Zwar ist nicht zu läugnen, daß das von Napoleon angeordnete Continentalsystem eben so verderblich auf Württemberg wirkte, als auf andere deutsche Staaten; dessenungeachtet aber sind auch im Lande selbst — freilich, wie Einige behaupten, durch die damaligen Zeitumstände geboten — mehrere königliche Verordnungen erschienen,

welche nicht geeignet waren, das Gewerbs- und Industriewesen zu heben und zu unterstützen. Dahin ist besonders das sogenannte Tabacks- und Salz-Monopol zu zählen, nach welchem sich die Regierung das ausschließliche Recht angeeignet hatte, diese Artikel zu verkaufen. Ebenso übernahm die Regierung das Postwesen, wodurch das Reisen theuer und unbequem wurde. Den Landboten durften nur einfache Pakete über 60 Pfund schwer übergeben werden, und wer mit Miethpferden fuhr, mußte auf der ersten Post einen Gulden, auf jeder weitern 30 Kreuzer bezahlen. So durfte auch ohne höhere Erlaubniß weder Geld, noch Gold, noch Silber in's Ausland versendet werden. Am drückendsten aber unter Allem waren für den Landmann die Verordnungen hinsichtlich der Militärconscription und des Jagdwesens, — für die höheren Klassen dagegen die von Napoleon auch im deutschen Reiche angeordnete strenge Censur, welche auf die im Inlande erschienenen oder vom Auslande gekommenen Bücher und Zeitschriften drückte. Auch in Württemberg bestand eine geheime Polizei, die Pest aller Sittlichkeit, und es ging auch von da aus ein unsichtbarer Kanal bis nach Paris, wo Napoleon saß, der Alles erfuhr, was gethan, gesprochen, ja sogar gedacht wurde.

Während nun Friedrich eifrigst bemüht war, seinem Volke und seinem Lande nach eigenem Willen und Gutdünken eine Verfassung und Einrichtung zu geben, aus welcher der ruhige und aufmerksame Beobachter den Württembergern eine glückliche Zukunft zu prophezeihen vermochte, strengte Napoleon alle Kräfte an, der alten deutschen Reichsverfassung den Todesstoß zu geben. Er versammelte zu dem Ende 16 deutsche Fürsten um sich und veranlaßte sie, unter seiner Protektion den sogenannten Rheinbund zu schließen, d. h. sich zu erklären, daß sie förderhin ihre Abhängigkeit von ihm und von Frankreich anerkennen wollten. Bisher nämlich standen sie unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers; nun aber sollten sie Dienstpflichtige sein des französischen Kaisers, auf dessen Wink sie die Waffen gegen ihr altes Oberhaupt zu ergreifen hätten. Und da Friederich die Vergrößerung seines Landes sowohl, als die Erhebung desselben zum Königreiche nur Napoleon verdanken zu haben glaubte, so durfte er nicht säumen, gleichfalls unter der Zahl dieser Fürsten zu erscheinen. Er ward Mitglied des Rheinbundes, und auch die Blüthe der württembergischen Jugend mußte förderhin ihr Blut in den großen Schlachten,

welche Napoleon auf deutschem Boden ausgefochten, vergießen. Als daher im Jahre 1806 der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochen war, ließ auch der König von Württemberg sein Contingent zu dem französischen Heere stoßen. Es war 12,000 Mann und 1500 Pferde stark und hatte 18 Geschütze. Den Oberbefehl über dasselbe führte der Generallieutenant von Seckendorf. Es war am 14. October, gerade am Tage der Schlacht bei Jena, als das Korps in seinen Sammelplätzen um Stuttgart und Ludwigsburg aufbrach. Eine vorangegangene Proklamation feuerte die muthigen Krieger an zur Tapferkeit und zur Treue. Sie lautete also: „Zum ersten Male stehen nun die königlich württembergischen Truppen in gleicher Linie mit denen anderer Monarchen, eine Stellung, die euch anfeuern muß, ihr muthigen Krieger, der Nachwelt zu beweisen, daß nicht bloß ein glücklicher Zufall solche Glorie über das Vaterland gebracht hat." In Dresden angekommen, erhielt das Korps die Bestimmung, in Verbindung mit den Baiern, Schlesien zu erobern. Mit größter Tapferkeit und rühmlichster Ausdauer fochten die Württemberger sofort unter dem Oberbefehle des französischen Generals Vandamme vor den schlesischen Festungen, von welchen in der kurzen Zeit von 5 Monaten bereits 7 in dessen Händen waren.

Durch den Beitritt Württembergs zu dem Rheinbunde erhielt das Land auf's Neue einen bedeutenden Zuwachs von mehr denn 180,000 Menschen, nachdem es schon vorher, vom Jahre 1802 an, um mehr als 200,000 Seelen zugenommen hatte.

Wenngleich nun aber auch die württembergischen Krieger mit Sieg und Ehre gekrönt aus dem Feldzuge gegen Preußen heimgekehrt waren, so waren doch auch die Gefühle, welche durch die glänzenden Waffenthaten erregt worden sind, in den Gemüthern der Württemberger mit recht tiefem Schmerze vermischt; denn man mußte es sich unverholen sagen, daß alle diese erfochtenen Siege über das hochherzige Brudervolk der Preußen nur dazu dienten, die Oberherrschaft Napoleons über Deutschland und seine Völker zu vergrößern und zu befestigen. Denn es hatte nicht bloß der Rheinbund durch diese Siege an Umfang gewonnen, sondern es wurde der französische Kaiser auch in den Stand gesetzt, auf deutschem Boden das neue Königreich Westphalen zu schaffen. Immer klarer wurde es dadurch den deutschen Fürsten, daß Napoleons Absicht einzig die war, in Deutschland eine Universalmonarchie,

oder richtiger — eine Familienherrschaft zu gründen. Denn schon schloß er Krieg und Frieden, ohne vorher Rücksprache genommen zu haben mit seinen Genossen, den Mitgliedern des Rheinbundes. So groß war bereits die Macht Napoleons in Deutschland gewachsen. Dennoch war es der Politik Königs Friedrich gemäß, seine Einwilligung zu ertheilen, daß seine einzige Tochter, die Prinzessin Catharina, sich mit Jerome, dem jüngsten Bruder Napoleons, dem dieser das neue Königreich Westphalen ertheilt hatte, vermählte. Die Vermählung selbst aber wurde am 12. August 1807 zu Stuttgart mit dem größten Glanze vollzogen.

Nachdem Napoleon die deutschen Mächte im Osten besiegt und auf längere Zeit geschwächt hatte, so richtete er nun seine Blicke nach dem Westen hin. — Nachdem er den Regenten Portugals von seinem Throne vertrieben hatte, so zwang er auch auf eine ehr- und schamlose Weise die Bourbonen in Spanien, ihrem Reiche zu entsagen. Doch konnte er hier seine Absichten nicht so leicht erreichen, wie in Deutschland; denn das freiheitsliebende Volk der Spanier, das sich nicht so leicht einen fremden König aufzwingen lassen wollte, empörte sich gegen den Tyrannen. Gerne hätte Napoleon auch die tapfern württembergischen Waffen in Spanien gebraucht; Friedrich aber weigerte sich auf dem Kongresse zu Erfurt standhaft, die Blüthe der Bevölkerung seines Landes in jene Todtengrube zu schicken.

Nachdem die Macht Preußens gebrochen war, konnte Oesterreich nicht mehr länger im Zweifel sein, welches Schicksal ihm in Zukunft bevorstünde, besonders auch nachdem der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten unverholen den Grundsatz ausgesprochen hatte: „Was die Politik rathet, das gestattet auch das Recht.“ — Ermuntert durch das Beispiel Spaniens, wo alle Kriegskunst Napoleons und alle Tapferkeit seiner Heere an dem Felsen der Volkstreue zerschellte, rief Kaiser Franz sein Volk zu den Waffen, um den letzten Versuch zu machen, die französische Uebermacht zu brechen. Zugleich ließ er mehrere Aufrufe an die deutschen Völker ergehen, um auch sie mit in den Kampf gegen die Gewaltherrschaft hineinzureißen. Doch vergebens! Deutschland war noch nicht zur Befreiung reif. Oesterreich unternahm daher auch dießmal wieder den Kampf allein. — Schnell eilte Napoleon aus Spanien zurück und gebot den Fürsten des Rheinbundes, ihre Heere gegen Oesterreich zu führen. Der König von Württemberg sammelte sein

Contingent in der Gegend um Heidenheim. Es bestand aus 13,000 Mann mit 2600 Pferden und 22 Geschützen, und war in zwei Cavallerie- und drei Infanterie-Brigaden eingetheilt. Den Oberbefehl über dasselbe übernahm anfänglich der Feldzeugmeister von Cammrer, später aber, als der französische General Vandamme eintraf, der Generallieutenant von Neubronn, worauf das Korps am 11. April 1809 den Marsch nach Baiern antrat. Bei Abensberg stieß es zu den Baiern und zu zwei Divisionen Franzosen, um unter dem Marschall Lannes auf das fünfte Korps der Oesterreicher einen Angriff zu machen. Hier war es, wo Napoleon die württembergischen Truppen um sich versammelte, um durch Erregung des Ehrgeizes ihren Muth zu entflammen. Er redete sie mit den Worten an: „Euer Souverän hatte früher nur eine Handvoll Truppen, die bloß als ein Contingent gelten konnten; jetzt aber, nachdem ich seine Staaten vergrößert habe, erscheint er als europäische Macht... Ich bin nicht als Kaiser von Frankreich, ich bin nur als Beschützer eures Landes in eurer Mitte. Zeigt euch würdig, an der Seite der großen Armee zu fechten, uud verdient das Vertrauen, das ich in euch setze... Ich bin allein in eurer Mitte; nicht ein einziger Franzose ist unter euch — die Deutschen allein sollen die Oesterreicher schlagen!" Tief schnitten diese Worte in die Seelen der kampflustigen Württemberger ein, und der baldige Erfolg lehrte, daß sie sich Napoleons besondern Zutrauens nicht unwürdig gezeigt hatten. Ueberall wurden die Oesterreicher aus ihren Stellungen vertrieben; und überdieß wurde hier dem Regimente Herzog Louis noch die besondere Ehre zu Theil, den Kaiser während des Treffens zu begleiten.

Von hier aus wandte sich Napoleon gegen die österreichische Hauptmacht und lieferte ihr am 22. April die Schlacht bei Eckmühl, welche der Kaiser eine seiner gelungensten Schlachten nannte; denn sie kostete die Oesterreicher über 20,000 Gefangene. Auch die Württemberger haben den rühmlichsten Antheil daran genommen. Die leichte Infanterie-Brigade, das zweite Bataillon des Infanterie-Regiments Cammrer, das Chevauxlegers-Regiment Herzog Heinrich, die beiden Jägerregimenter zu Pferd und die zwei berittenen Batterien bildeten zusammen den Vortrab des rechten Flügels der Armee. Bis in die Nacht hinein fochten die Tapfern mit der größten Ausdauer und der rühmlichsten Kaltblütigkeit. Unter den Offizieren zeichneten sich besonders aus die Obersten

von Schnadows und von Brusselle und der Major von Stockmayer. Der Verlust an diesem Tage war sehr gering; er bestand bloß in einem todten und 4 verwundeten Offizieren, sowie in 17 todten und 88 verwundeten und einigen gefangenen Unteroffizieren und Gemeinen.

Hierauf erhielt das württembergische Korps die Bestimmung, über die Donau zu setzen und bei Linz eine feste Stellung zu nehmen. Hier war es, wo der österreichische General, Graf von Kollowrath, den Plan entworfen hatte, an der Spitze von 26,000 Mann die Württembergischen Truppen, die sich kaum auf 10,000 Mann beliefen, zu überfallen und aufzuheben. Der Kampf begann am 17. Mai Vormittags 9 Uhr und wurde mit der größten Heftigkeit bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Die Oesterreicher wurden auf allen Punkten mit großem Verluste an Gefangenen, Verwundeten und Todten zurückgeschlagen. Der französische General Vandamme und der Fürst von Ponte Corvo ertheilten dem württembergischen Korps das Zeugniß, daß es an diesem heißen Tage mit ebenso großer Tapferkeit und Ausdauer gefochten habe, als die besten französischen Truppen zu fechten pflegten. Der König Friedrich von Württemberg ward bei der Nachricht von dem glänzenden Siege, den seine Waffen erfochten, ganz entzückt; er stiftete den Militärverdienst-Orden, belohnte seine tapfern Krieger mit Ehrenzeichen, und ertheilte dem Cavallerie-Regimente Herzog Louis eine Ehrenstandarte. Der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen war im Verhältnisse zu dem glänzenden Siege nur gering.

Unterdessen war das Leibchevauxlegers-Regiment und das Chevauxlegers-Regiment Herzog Heinrich mit dem Hauptheere der Franzosen bei der österreichischen Hauptstadt Wien angelangt, welche sich schon am 13. Mai dem unwiderstehlichen Sieger ergeben hatte. Hierauf brachen die tapfern Württemberger am 23. Mai bei Linz auf, um den genannten Regimentern nach Wien nachzueilen. Auch hier hatten sie mehrere hitzige Gefechte zu erstehen, besonders das bei Hollenburg (31. Mai), das bei Mölk (24. Juni) und das bei Greifenstein (3. Juli), wobei sie mehr oder weniger Verluste erlitten. An der entscheidenden Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) dagegen nahmen sie nicht unmittelbar Antheil. Und nachdem am 12. Juli im Lager bei Znaim der Waffenstillstand abgeschlossen worden war (auf welchen am 10. October der Friede zu Wien erfolgte) bezogen sie in den Umgebungen

von Wienerisch-Neustadt Standquartiere. Hierauf aber brach der Generallieutenant von Wöllwarth mit einer Abtheilung Württemberger nach Steiermark auf, um die Cidatelle von Grätz zu besetzen; und es dauerte nicht lange, so ward ihre Besitznahme vollzogen.

Während nun Oesterreich vergeblich seine Kräfte anstrengte, die deutsche Ehre zu retten, brach auch in Tyrol und im Vorarlbergischen ein allgemeiner Volksaufstand aus, der sogar die Ruhe von Ober-Schwaben bedrohte. Man sah sich deßhalb genöthigt, hier ein Beobachtungskorps von Franzosen, Baiern, Württembergern und Badensern unter dem französischen Generale Beaumont aufzustellen. Da aber die Insurgenten ihre Einfälle mit immer größerer Kühnheit fortsetzten und sich bereits der Stadt Konstanz bemächtigt hatten, so erhielt die bei Ellwangen stehende württembergische Truppenabtheilung den Befehl, eiligst aufzubrechen, und sich den Aufrührern entgegenzuwerfen. Sie schlug sofort ihr Hauptquartier in Weingarten auf, wo am 13. Juli der König Friedrich selbst eintraf. Das erste Treffen fiel bei Egloffs am 14. und 15. Juli vor. So heftig aber auch die Insurgenten ihre Angriffe erneuerten, so gelang es ihnen doch nicht, irgendwo festen Fuß zu gewinnen, vielmehr wurden sie aus allen ihren Stellungen vertrieben. Die Nachricht von dem Znaimer Waffenstillstande aber machte dem ganzen militärischen Schauspiele mit einem Male ein Ende. Der König kehrte mit seinen Garden nach Stuttgart zurück, nachdem er den Oberbefehl über die zurückgelassenen Truppen dem **Kronprinzen** übertragen hatte, der nun eine concentrirte Stellung zwischen Wasserburg und Wolfegg nahm und sein Hauptquartier in Hofen aufschlug. Die Neckereien dauerten zwar noch einige Zeit fort; zu einem ernstlichen Angriffe kam es jedoch nicht mehr, besonders da sich die Vorarlberger schon zu Anfang des folgenden Monats ergeben hatten, so daß das Korps ohne Widerstand in das Land einziehen und die Einwohner entwaffnen konnte. Hierauf führte der Kronprinz die württembergischen Truppen wieder in ihre vorige Stellung zurück, trennte sich von ihnen und übergab das Commando dem General-Major von Scheler.

Während die württembergischen Truppen mit großer Tapferkeit am diesseitigen Ufer des Bodensees stritten und den, die südlichen Grenzen des Landes bedrohenden Feind siegreich zurückschlugen, entbrannte die Flamme des Aufruhrs auch im Norden des Königreichs. Es waren die

Mergentheimer aufgestanden, die bisher unter einem österreichischen Prinzen als Deutschmeister glückliche Tage verlebt hatten, und daher eben so treu wie die Tyroler und Vorarlberger an dem Hause Oesterreich hiengen. Das Fürstenthum Mergentheim aber wurde im Jahre 1809 von Napoleon dem Könige von Württemberg zugetheilt, und dieser säumte nicht, dasselbe am 29. April durch den Freiherrn von Maucler in seinem Namen in Besitz nehmen zu lassen. Nicht verfuhr dieser königliche Abgeordnete wie die baierischen Beamten in Tyrol, die das hochherzige Volk mit aller Brutalität und Willkür behandelten, vielmehr suchte er den Bürgern den Wechsel der Regierung so leicht und so schonend zu machen, als nur möglich war. Dessenungeachtet aber konnten die Mergentheimer nicht begreifen, wie sie dem neuen Herrn den Eid der Treue leisten könnten, ohne vorher der früher gelobten Pflichten gegen den alten enthoben zu sein. Als daher bei der Huldigung ein lautes Gelöbniß von ihnen gefordert wurde, schwieg Alles in stummer Verbitterung, die erst am nächstkommenden Sonntage in hellen Flammen ausschlug. Nach beendigter Predigt wollte der Priester das Gebet für den König verlesen; da aber entstand ein allgemeines Gepolter mit Händen und mit Füßen, so daß der Gottesdienst abgebrochen werden mußte. Unterdessen hatte man auch durch Abgeordnete das Landvolk aufgewickelt, das sofort schaarenweise und mit den mannigfaltigsten Waffen versehen stürmend in die Stadt eindrang. Die dortige kleine Besatzung wurde entwaffnet, die königlichen Wappen abgerissen und der Freiherr von Maucler nebst den übrigen Beamten als Gefangene auf das Rathhaus geschleppt, wo sie, um sie vor der Wuth des Volkes zu schützen, von den Bürgern bewacht wurden. Aber nun erst nahmen die Gräuelscenen ihren Anfang. An allen Orten ertönte die Sturmglocke, welche die Empörer zusammenrief; die schauerlichsten Ausschweifungen der losgelassenen Volkswuth wurden nun begangen; eine Menge fremdes Gesindel gesellte sich zu den Insurgenten; alle Bande der Ordnung und der Gesetze waren aufgelöst, und die Gefangenen auf dem Rathhause ihres Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Der planlos begonnene Aufstand artete in einen tollen Baurentumult aus, gelenkt von wildem Hasse, muthwilliger Rohheit und gieriger Raubsucht. Die beiden anwesenden Ordensritter, der Präsident Reuttner von Weil und der Major von Hornstein waren in Verbindung mit den Bürgern der Stadt unermüdet thätig, um die immer wachsende Volkswuth im

Zaume zu halten, und besonders den in steter Todesgefahr schwebenden Freiherrn von Maucler gegen sie zu schützen. Am 29. Juni brachen mehr denn 2000 Bauern in die Stadt ein, mit der Nachricht, daß königliche Truppen im Anmarsche seyen. Nun erst erfolgten die schauerlichsten Scenen des Schreckens. Von allen Thürmen in der Stadt und den benachbarten Dörfern tönten die Glocken des Aufruhrs; man verlangte die Köpfe der Gefangenen, um sie dem Feinde auf Gabeln entgegen zu tragen. Die wiederholten Angriffe auf das Rathhaus aber wurden zurückgeschlagen und brachen an dem besonnenen Widerstande der Bürger. Doch endlich gelang es dem Herrn von Hornstein, die Stadt unter dem Vorwande von den Bauern zu befreien, er wolle sie den Truppen des Königs entgegen führen. Die Thore aber ließ er mit dem Befehle hinter sich schließen, sie nur den Königlichen zu öffnen. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt erblickte man eine 2600 Mann starke Schaar königlicher Truppen, bestehend aus 2 Landbataillons, zwei Bataillons Linien-Infanterie und zwei Escadrons Grenadiere zu Pferde, mit 4 Kanonen. Allein schon der Anblick des regulären Militärs brach den Muth der aufrührerischen Bauern. Viele verkrochen sich in Gebüsche, Weinberge und Getreidefelder; die Uebrigen feuerten ihre Gewehre ab und ergriffen die Flucht. Abends zwischen 3 und 4 Uhr erschienen die Truppen vor den Thoren der Stadt; leider aber fanden sie diese in Folge eines Irrthums geschlossen, und zugleich fiel zufällig ein Schuß von einem Thurme der Stadt auf den Vortrab. Die Thore wurden sofort gewaltsam geöffnet, und in den Straßen der Stadt floß Bürgerblut. Der Freiherr von Maucler gab sich zwar alle Mühe, die erbitterten Soldaten zur Schonung der sich nach Rettung und Ruhe sehnenden Stadt zu ermahnen, erhielt aber für sein edles Bestreben eine schwere Wunde. Erst am späten Abende kehrten wieder Ruhe und Ordnung in der hart bedrängten Stadt ein. Ueber 30 Menschen hatten an diesem Tage das Leben verloren, weit größer war die Zahl der Verwundeten und Beraubten. Die flüchtigen Bauern wurden von den Soldaten eingeholt und in's Gefängniß geworfen. Den Hauptanstiftern und Leitern der Empörung aber war es gelungen, durch die Flucht zu entkommen. Desto härter traf die Strafe die weniger Schuldigen. Sechs Bauern wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und hierauf theils gehangen, theils erschossen. Viele Andere dagegen wurden zu lebenslänglicher oder mehrjähriger Festungs-

strafe verurtheilt, wieder Andere durch Vermögens-Entziehung bestraft; die Namen der Entflohenen aber wurden an dem Galgen angeschlagen. Ueber die Stadt selbst ergieng ein strenges Gericht. Hornstein und Reuttner wurden des Landes verwiesen, und zwar jener erst nach sechsmonatlicher Gefängnißstrafe. — Während der Aufstand der Mergentheimer unterdrückt und mit voller Strenge geahndet wurde, erhoben sich auch die ehemaligen österreichischen Unterthanen des Oberamts Stockach, die gleichfalls die württembergische Herrschaft mit Widerwillen trugen; allein es bedurfte nicht viel, die Empörung schon in ihrem Entstehen zu unterdrücken.

Solche Vorfälle gaben dem König Friedrich Veranlassung, gegen Volksbewegungen die strengsten Maßregeln zu treffen. Das ganze Land, der Adel, die Bürger und die Bauern, wurden entwaffnet, das Scheibenschießen verboten, und die Verheimlichung eines Schießgewehrs bei einem Manne mit dreimonatlicher Festungsstrafe, bei einer Frau dagegen mit viermonatlicher Zuchthausstrafe bedroht. Ueberdieß verschärfte er die Censur der Druckschriften und ließ selbst die gesellschaftlichen Gespräche streng bewachen.

Der am 10. October 1809 erfolgte Friede zu Wien machte nicht nur allen diesen Unruhen, sowie den vielen Anstrengungen und Besorgnissen, welche durch sie veranlaßt wurden, ein Ende, sondern es wurde in demselben auch Württemberg eine ansehnliche Gebietserweiterung zugesagt. Bevor jedoch der König diese in Empfang nehmen konnte, mußte er sich bequemen, gleich den Königen von Westphalen, von Sachsen und von Baiern eine Reise nach Paris zu machen, wo ihrer der Protektor des Rheinbundes, Napoleon, erwartete. Hier war es auch, wo die alten Pläne des französischen Kaisers, Württemberg zu zerstückeln und den König auf eine andere Weise zu entschädigen, wieder zum Vorschein kamen. Man bot nämlich Friedrich schon früher das Kurfürstenthum Hannover an; jetzt aber wollte man ihm Portugal geben. Allein mit eben so rühmlicher Anhänglichkeit an den Namen „Württemberg", als mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit wies Friedrich jedes noch so glänzende Anerbieten zurück; und die Liebe zu dem angestammten Lande und Volke fand selbst bei dem allgewaltigen Herrscher der Franzosen die gerechteste Achtung und Anerkennung. Durch einen am 24. April 1810 zu Compiegne in Frankreich abgeschlossenen Vertrag erhielt Württemberg die ihm zugesagte Gebietsver-

größerung von 110,000 Seelen. Dieß war nun, die kleine Herrschaft Hirschlat ausgenommen, die letzte Erwerbung Königs Friedrich. In der kurzen Zeit von 7 Jahren aber war Württemberg unter seiner Regierung von 650,000 Einwohnern auf beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen angewachsen.

So bedeutend nun aber auch die Erwerbungen waren, welche Württemberg in diesem kurzen Zeitraume gemacht hatte, so mußte man sich's doch unverholen sagen, daß sie für den Augenblick nicht lauterer Gewinn waren; denn sie waren mit schweren Opfern errungen. Das Land seufzte unter dem Drucke unerschwinglicher Lasten; der Wohlstand des Volkes war tief herabgesunken; der Gewerbsfleiß und die Industrie waren in harte Fesseln geschlagen, die unverschuldete Noth wurde mit jedem Tage unerträglicher, und was noch das Bitterste war, jeder Strahl von Hoffnung, den vertrauende Gemüther in der Zukunft schimmern zu sehen glaubten, war erloschen. — Die Wunden, welche die Kriege gegen Oesterreich und Preußen dem Lande geschlagen hatten, waren lange noch nicht geheilt, als schon wieder die Kriegsfurie durch die geängstigten Länder Europas flog, und abermals der Ruf: „Zu den Waffen!" die unter dem schimpflichen Drucke schmachtenden Völker Deutschlands auf's Neue aufscheuchte. Preußens Macht war gebrochen; Oesterreich lag unmächtig darnieder, und den übrigen deutschen Fürsten waren die Vasallenbande der französischen Gewaltherrschaft angelegt. Rußland allein stand noch frei und selbstständig da auf dem europäischen Continente. Dahin waren deßhalb Napoleons Blicke gerichtet. Im Jahre 1812 erklärte er dem Kaiser Alexander den Krieg, obschon er ihm beim Friedensschlusse zu Tilsit (7. Juli 1807) innige Freundschaft gelobt hatte. Napoleon wollte seiner errungenen Macht in Europa Festigkeit und Dauer geben; zugleich aber strebte er auch, seinen stolzesten Gedanken, Karls des Großen Reich in Europa und Alexanders des Großen Reich in Asien wieder zu errichten, zur Ausführung zu bringen. Ganz Europa gerieth in Bewegung. Und als Napoleon die Kriegsposaune erschallen ließ, da schaarte sich in Wehr und Waffen um den Einen Mann ein Heer, wie Europa noch wenige gesehen hatte. Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Dänen, Deutsche, Schweizer und Polen — eine Masse von mehr denn 600,000 Menschen — strömten, wie durch einen Zauberschlag getrieben, in den verschiedensten Richtungen gegen die Westgrenze

von Rußland heran, und Oesterreich und Preußen durften's als eine besondere Vergünstigung ansehen, gleichfalls ihre Contingente stellen zu dürfen. Am 22. Juni sprach Napoleon an der Spitze seines Heeres zu Wilkowiski die Kriegserklärung gegen Rußland aus, und am folgenden Tage führte er seine Truppen über den Niemen, den Grenzfluß zwischen Polen und Rußland.

Auch der König von Württemberg hatte als Mitglied des Rheinbundes die schwere Verpflichtung, sein Contingent der großen Armee zuzuführen. Es bestand, mit Einschluß des siebenten Infanterie=Regiments, das schon im vorigen Jahre die Besatzung von Danzig verstärken mußte, und der nachgeschickten Ergänzungstruppen, aus 15,800 Mann, 3400 Pferden mit 32 Kanonen. An die Spitze des Contingents hatte sich dem väterlichen Willen gemäß der Kronprinz Wilhelm von Württemberg gestellt. Am 11. März brach dasselbe in seinen Standquartieren um Heilbronn auf, setzte seinen Marsch durch Franken nach Sachsen fort, und erhielt in Leipzig die Bestimmung, unter dem Marschall Ney, vereinigt mit der 10. und 11. französischen Infanterie=Division, das dritte Korps der großen Armee zu bilden. Auf seinem weitern Marsche durch Preußen und Polen hatten die Truppen bereits, zumal bei angestrengten Tagmärschen, mit Beschwerden und Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Auf der Brücke über den Niemen, unweit Kowno, wurden sie von Napoleon begrüßt, worauf sie ihren Marsch über Wilna nach Witepsk fortsetzten, wo sie am 28. Juli ankamen. Aber von dem Augenblicke an, in welchem das Korps die russische Grenze überschritten hatte, mehrten sich die Mühseligkeiten von Tag zu Tag, bis sie zur furchtbarsten Höhe gelangt waren. Klima und Witterung waren ungünstig, die Wege schlecht, die Verpflegungsanstalten von Seiten der Franzosen vernachläßigt, die Armuth des Landes unaussprechlich. Der größte Mangel an Lebensmitteln war eingetreten; die Kleider der Soldaten waren zerfetzt und konnten nicht durch neue ersetzt werden; in Folge der großen Erschöpfung riß unter der Mannschaft eine Krankheit ein, welche Hunderte darnieder warf. Schon endeten Viele aus Verzweiflung ihr Leben durch einen freiwilligen Tod. Als man in den Gegenden von Witepsk ankam, zählte die Infanterie nur noch etwa 4500 Mann, welche Waffen zu tragen im Stande waren. Selbst der Kronprinz unterlag hier einem heftigen Krankheitsanfalle, so daß er sich genöthigt sah, das Ober=Commando dem

Generallieutenant von Scheler zu übertragen und nach Wilna, später aber in die Heimath zurückzukehren, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete. Die Vorsehung wachte hier über dem theuren Leben des geliebten Königsohnes; sie hatte, mit Uebereinstimmung der heiligsten Gefühle seines eigenen Herzens, beschlossen, daß der „deutsche Mann" sein Schwert nicht im Dienste des Unterdrückers, sondern im edlen Kampfe für Freiheit und Recht der Unterdrückten führen sollte. So war denn diese Krankheit die einzige Gunst, womit ihm das Schicksal in weiter Ferne zu Hilfe kam.

Am 16. August kam endlich das dritte Armeekorps in der Gegend von Smolensk an, wo sich die Russen zu entschlossenem Widerstande festgesetzt hatten. Auch die württembergischen Waffen nahmen rühmlichen Antheil an den Treffen, welche in der Umgegend dieser Stadt geliefert wurden. In großem Glanze war hier die württembergische Tapferkeit erschienen; leider aber kostete er das Korps 726 Todte und Verwundete. Aus diesem Verluste und den vielen Opfern, welche Mangel und Krankheit täglich forderten, läßt sich erklären, warum die württembergische Infanterie in den Reihen der gegen Moskau anrückenden Armee, als sie am 1. September bei Ghiat ankam, nur noch 1300 Mann zählte, so daß man sich genöthigt sah, die Trümmer der Regimenter in drei Bataillons zu vereinigen. Das Commando über diese erhielt der Oberst von Stockmayer unter dem Oberbefehle des Generalmajors von Hügel.

Die Russen zogen sich nun weiter in ihr Land zurück; dann aber schritten sie unter Kutusow über den Dnepr gegen die bedrohte Hauptstadt Moskau vor, und stellten sich auf den Anhöhen unweit des Flusses Moskwa bei dem Dorfe Borodino auf. Napoleon folgte ihnen rasch und unaufhaltsam nach und lieferte ihnen am 7. September eine der furchtbarsten Schlachten; 70,000 Getödtete und Verwundete bedeckten die weiten Räume des Schlachtfeldes. — Auch an diesem heißen Tage behauptete das württembergische Korps seinen wohlerworbenen Kriegsruhm. Es stand im Mittelpunkte von Napoleons Heer und kam während des Kampfes keinen Augenblick aus dem Feuer des feindlichen Geschützes; dennoch sah man die tapfern Württemberger niemals wanken. Selbst die französischen Befehlshaber mußten ihnen ihre Bewunderung bezeugen. So traf es sich hier, daß der König von Neapel, von einem feindlichen Reiterhaufen verfolgt, der Gefahr der Gefan-

genschaft nahe war. Da aber befreiten ihn die württembergischen Waffen aus derselben und nahmen ihn in ihre sichere Mitte. Generallieutenant von Scheler erhielt schon beim ersten Angriffe eine schwere Wunde, kehrte aber, nachdem dieselbe verbunden war, wieder in den Kampf zurück. Dem Generale von Hügel wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und das Pferd des Generals von Kerner wurde durch einen Kartätschenschuß unbrauchbar gemacht. Die Stabsoffiziere von Breuning, von Falkenstein, von Normann, von Milkau, von Schmidt und von Scheidemantel erhielten theils leichtere, theils schwerere Verwundungen. Der Verlust des württembergischen Korps bestand in 5 todten und 40 verwundeten Offizieren, in 59 todten, 503 verwundeten und 25 vermißten Soldaten, sowie in 400 todten und 28 verwundeten Pferden.

Am 14. September zog endlich Napoleon mit seinen Garden in der öden, von den Russen verlassenen Hauptstadt Moskau ein. Das dritte Armeekorps, und somit auch der Rest der Württemberger, durfte erst fünf Tage später (am 19. September) den schrecklichen Schauplatz des Gräuels und der Verwüstung betreten. Hier hoffte Napoleon seinen erschöpften Kriegern die längst ersehnte Ruhe gewähren und den Russen die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu können. Doch bald zwang ihn der fast die ganze Stadt verzehrende Brand, diese wieder zu verlassen und den Rückzug anzutreten. Nun aber erst erreichte auch bei dem Reste der Württemberger, wie bei dem ganzen Armeekorps, der Jammer und das Elend die höchste Stufe. Viele der Tapfern fanden aus Mangel an Lebensmitteln und warmer Bekleidung auf den weiten russischen Leichenfeldern unter Schnee und Eis ihr Grab; viele verschlangen bei dem schreckenvollen Uebergange über die Beresina die Wasser dieses Flusses, und nur ein kleines Häuflein kam endlich in der Mitte Januars 1813 in dem Städtchen Inowrazlau, dem endlichen Ziele so langer Drangsale, unter denselben unsäglichen Leiden und Beschwerden, auf eine wunderbare Weise gerettet, abgezehrt und leichenähnlich an. Und als nun die Kunde von dem fast gänzlichen Untergange der Blüthe der württembergischen Mannschaft durch die Gaue des Vaterlandes erscholl, da erhoben sich allerorten die Klagetöne um die Verlornen. Es war keine Stadt, keine Dorf, ja fast keine Familie, die nicht einen Todten zu beweinen gehabt hätte. Von 15,800 der wohlgerüstetsten, muthigsten und tapfersten Männer des Landes wären

151 Offiziere gefallen, und im Ganzen kehrten nur wenige über 1000 Vaterlandssöhne zurück. Die Zurückgekehrten aber waren an Körper und Geist so sehr zerrüttet, daß förderhin nur Wenige wieder zum Kriegsdienste gebraucht werden konnten. Auch der König von Württemberg war tief erschüttert in seinem Gemüthe über den unermeßlichen Verlust und über das namenlose Unglück, das seine braven Krieger während des verhängnißvollen Feldzuges getroffen hatte. Er säumte daher nicht, den Zurückgekehrten die erlittenen Drangsale und Leiden und den durch Tapferkeit erworbenen Waffenruhm durch Auszeichnungen zu vergelten.

In Moskau aber stand Napoleon auf dem Wendepunkte seines Glückes. In den Flammen dieser Stadt gieng die Morgenröthe der Befreiung Deutschlands auf. Denn als sich das Gerücht von dem Untergange des französischen Heeres in Deutschland verbreitet hatte, da horchten Alle froh auf, und auch das unempfindlichste Gemüth erkannte, daß dießmal die Hand Gottes geholfen habe. In aller Deutschen Herzen regte sich die freudige Hoffnung, daß endlich die Zeit herangenaht sei, das schimpfliche Joch der französischen Tyrannei abzuschütteln. Doch mußten sich die Fürsten, namentlich die des Rheinbundes, bei aller Begeisterung ihrer Völker, noch stille verhalten; denn das französische Heer auf deutschem Boden war noch sehr beträchtlich; auch waren dieselben noch nicht gerüstet. — Unterdessen aber drangen die Russen tapfer in Polen vor, und verhinderten dort den Aufstand des Volkes. Dieß gab den Preußen immer mehr Hoffnung, daß sich endlich auch ihr König auf die Seite Rußlands schlagen und Frankreich den Krieg erklären werde. König Friedrich Wilhelm III. begab sich hierauf im Januar 1813 nach Breslau in Schlesien und erließ von da aus an sein Volk einen begeisternden Aufruf; sodann schloß er am 27. und 28. Februar mit Rußland ein Bündniß zur Befreiung des deutschen Vaterlandes, und am 15. März kam er mit Kaiser Alexander persönlich zusammen. — Napoleon gestand es sich zwar, in Rußland Viel verloren zu haben; dennoch war sein Muth noch nicht gebrochen; auch war das Nationalgefühl der Franzosen nicht erloschen; vielmehr loderte die Flamme der Begeisterung auf's Neue bei ihnen auf, angefacht von der Größe der bevorstehenden Gefahr, wie in den Tagen der Revolution. Der Kaiser benutzte diese Stimmung seines Volkes, und bald standen ihm alle Kräfte der Nation zur Vertheidigung der Ehre und der Unab-

hängigkeit des Landes zu Gebot. — Die Franzosen verließen unterdeß die Weichsel, überschritten die Oder und setzten sich an der Elbe fest. Die vereinigten Preußen und Russen hatten gleichfalls die Elbe überschritten und waren bis in die Wälder des Thüringer Waldes vorgedrungen. Da aber brach Napoleon mit Uebermacht hervor, überschritt die Saale, griff am 2. Mai die Verbündeten bei Groß-Görschen unweit Lützen an und lieferte ihnen eine mörderische Schlacht. Diese nahmen hierauf durch Dresden ihren Rückzug, und machten bei Bautzen wieder Halt, wohin ihnen Napoleon gleichfalls auf dem Fuße nachfolgte.

Dieser Erfolg sicherte dem Kaiser die Fortdauer seiner Herrschaft über die Staaten des südlichen und westlichen Deutschlands. Die Glieder des Rheinbundes durften nun nicht mehr länger Bedenken tragen, ihren Verpflichtungen gegen den Protektor ungesäumt nachzukommen. So mußten denn auch wieder die Württemberger ihre Waffen ergreifen, um im Kampfe mit einem deutschen Brudervolke auf deutschem Boden ihr Blut zu vergießen. Es war für das Land ein schweres Opfer, und dieß um so mehr, als sich's nach dem russischen Feldzuge nicht um die Ergänzung eines bereitstehenden Heeres, sondern um die Errichtung eines ganz neuen Wehrstandes handelte. Sie wurde auch mit der äußersten Anstrengung und Thätigkeit betrieben. Die Mittel dazu fand man in mannigfaltigen Einschränkungen im Hof- und Staatshaushalte, sowie in der Anordnung einer allgemeinen Vermögens-, Besoldungs- und Pensionssteuer. Schon am 30. Dezember 1812 erklärte der König seinem erschöpften Volke: „Ohne meine Schuld bin ich genöthigt, meinen lieben und getreuen Unterthanen neue Lasten aufzulegen. Nur zu sehr fühle ich, wie schwer es dem Lande unter den gegenwärtigen Verhältnissen werden muß.“ So ward im Laufe weniger Monate aus der Blüthe der württembergischen Jugend ein neues Truppenkorps von 11,617 Mann, mit 2724 Pferden und 24 Stücken Geschütz versehen, zusammengesetzt. Die erste Abtheilung desselben brach unter dem Oberbefehle des Generallieutenants von Franquemont (nachdem ihr das 7. Regiment schon vorausgegangen war) am 19. April aus seinen Standquartieren bei Mergentheim auf, setzte ihren Marsch über Würzburg und Schweinfurth nach Thüringen fort, wo das Schlachtfeld von Lützen, noch mit Tausenden von Todten und Verwundeten bedeckt, den jungen Soldaten ein schauerliches Bild des

Krieges darstellte. Hier aber erhielt sie die Bestimmung, sich an das vierte Armeekorps anzuschließen, das unter dem Oberbefehle des Divisionsgenerals Bertrand stand, und außer der württembergischen Infanterie zugleich auch aus einer französischen und italienischen Division, und an Reiterei aus den beiden württembergischen und einem neapolitanischen Jägerregimente zusammengesetzt war. Dieser ersten Abtheilung folgte am 25. und 26. Mai die zweite nach, welche aus der Cavallerie-Brigade von Normann und der Infanterie-Brigade von Koch bestand, und 4356 Mann mit 1331 Pferden zählte. —

Von dem Schlachtfelde bei Lützen an wirkte das vierte Armeekorps bei der Verfolgung des zurückweichenden Feindes auf mehreren Punkten in lebhaften Gefechten mit, bis endlich am 21. Mai die Schlacht bei Bautzen entbrannte, in welcher die Württemberger ihren frühern Waffenruhm auf's Neue behaupteten. Sie standen an der Spitze des vierten Armeekorps, als dieses die Anhöhen von Nieder-Gurke und Krackwitz, den Stützpunkt des rechten feindlichen Flügels, unter dem fürchterlichsten Artillerie- und Gewehrfeuer, stürmend einnahm und nach einem zweimaligen heftigen Wiederangriffe auch unerschütterlich behauptete. Obschon die Verbündeten, besonders die Preußen, auch diesmal wieder mit der kältesten Todesverachtung gefochten hatten, so sahen sie sich dennoch genöthigt, der Uebermacht Napoleons zu weichen. Die Monarchen wollten lieber die Schlacht abbrechen, als Alles auf das Spiel setzen, weil es doch vorauszusehen war, daß Oesterreich dem Bündnisse bald beitreten werde. Sie führten ihre Heere nach Schlesien zurück, und stellten sie seitwärts am Riesengebirge hinter der Festung Schweidnitz auf. An dem heißen Tage bei Bautzen und in den vorangegangenen Treffen verloren die Württemberger 3 todte und 48 verwundete Offiziere, sowie 1211 todte, verwundete und gefangene Soldaten. Am meisten jedoch verlor das vierte Armeekorps und auch die Württemberger bei der Verfolgung des zurückweichenden Feindes. Besonders verderblich war ihnen das Treffen bei Groß-Rosen am 31. Mai, in welchem viele Offiziere, unter ihnen auch Generalmajor von Stockmayer, verwundet wurden. Noch auf dem Wahlplatze gelagert, empfiengen sie jedoch die Kunde von dem Waffenstillstande, nach welchem sich beide feindliche Theile gesehnt hatten. Er wurde am 4. Juni abgeschlossen, worauf das württembergische Korps in der Gegend von Prinkenau Standquartiere bezog, wo der General von

Franquemont, der in der Schlacht bei Bautzen verwundet wurde den Oberbefehl wieder übernahm. Die zweite Abtheilung der Würtemberger dagegen, welche unterdessen aus dem Vaterlande gleichfalls in Thüringen angekommen war, bezog, einem französischen Korps unter dem Generale Fournier zugetheilt, Cantonirungen zwischen Leipzig und Merseburg.

In diesem Waffenstillstande lag das Schicksal von Europa; denn es kam nun darauf an, welcher von beiden Theilen die stärksten Rüstungen zu machen im Stande sei, und wem in diesem entscheidenden Augenblicke Oesterreich beitreten werde. Napoleon war noch im Besitze einer furchtbaren Macht; überdieß waren ihm seine Krieger, sowie die Rheinbundstruppen treu ergeben. Dieß bewies eine kleine Attaque, die während des Waffenstillstandes ausgeführt wurde. Den Streifkorps der Verbündeten, welche in Sachsen und Thüringen herumschwärmten und die französische Armee beunruhigten, war es unmöglich, zur bestimmten Zeit hinter die Elbe zurückzukehren; dieß war besonders der Fall bei der Reiterei des Lützow'schen Freikorps, welches seine Streifzüge bis in das Voigtland erstreckte, und erst am 14. Juni vom Waffenstillstande Nachricht erhielt. Es stellte von diesem Tage an seine Feindseligkeiten ein, und setzte seinen Marsch friedlich gegen die Stellungen der Preußen fort. Dessenungeachtet gab Napoleon den Befehl, „diese Räuber, wo sie auch zu finden seien, zu vernichten." Diesen Befehl vollzog General Founier, indem er die Schaar in dem Dorfe Kitzen durch französische und württembergische Reiterei, unter der Anführung des Generals Grafen von Normann, mit Uebermacht überfallen und fast gänzlich aufreiben ließ. Major von Lützow vermochte sich nur mit Wenigen zu retten.

Indessen benützten beide Theile den zweimonatlichen Waffenstillstand so gut jedem möglich war. Es wurde übrigens auch, jedoch vergeblich über den Frieden verhandelt. Mittlerweile verhielt sich die württembergische Division ruhig in ihren Standquartieren; dann aber erhob sie sich am 13. August und marschirte in die Gegend von Baruth, wo Marschall Oudinot eine 80,000 Mann starke Truppenabtheilung zusammengezogen hatte, um unter Mitwirkung des Fürsten von Eckmühl und des Generals Gerard die von dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte befehligte Nordarmee zurückzuwerfen, und sich der preußischen Hauptstadt Berlin zu bemächtigen. Indessen scheiterte dieser Plan

gänzlich durch die Niederlage, welche der Marschall am 23. August auf den Feldern von Großbeeren erlitt, worauf er sich genöthigt sah, wieder in sein Lager bei Wittenberg zurückzuziehen. Das württembergische Korps, das sich auf dem Marsche gegen Werben befand, nahm zwar an diesem Gefechte keinen Antheil, war aber um so thätiger in den Gefechten, welche wenige Tage nachher bei Hollbeck, bei Jüterbock und bei Euper geliefert wurden, und die nach sehr bedeutendem Verluste seinen Rückzug zur Folge hatten. In diesem Augenblicke aber kam Marschall Ney in Wittenberg an, um das dem Oudinot mißlungene Unternehmen gegen die Nordarmee auf's Neue zu versuchen. Die Verbündeten hatten eine Stellung genommen, welche sich von Jüterbock über Kurz-Lipsdorf bis nach Lobessen erstreckte. Der Kampf begann am 6. September sehr blutig. Die württembergische Division kämpfte, wie sie stets gewohnt war, sehr standhaft und tapfer; mußte sich aber dessen ungeachtet in die Schrecken und die Niederlage des Tages theilen. Ihr Verlust war sehr groß. Die beiden Regimenter Nro. 2 und 7, von der feindlichen Ueberzahl umringt, mußten nach langer Gegenwehr, und nachdem mehrere Offiziere gefallen waren, sich den Siegern auf dem Schlachtfelde ergeben. Die Zahl ihrer getödteten, verwundeten und gefangenen Offiziere betrug 45, die der Soldaten dagegen 2259 Mann nebst 181 Pferden. Doch noch größer war ihr Verlust am 3. Oktober in dem Treffen bei Wartenberg, wo sich das vierte Armeekorps vergeblich dem Uebergange der schlesischen Armee über die Elbe widersetzte. Er betrug 500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebst 5 Stücken Geschütz und 4 Geschützeswagen. Dadurch war der ausrückende Stand der Infanterie bis auf 900 Mann herabgesunken, die sich hierauf nach Düben auf das linke Ufer der Mulde zurückzogen.

Nach der für die Preußen so glänzend ausgefallenen Schlacht bei Wartenberg zog nun Blücher mit der schlesischen Armee gleichfalls nach Düben und vereinigte sich mit der Nordarmee, die bei Dessau ebenfalls über die Elbe gegangen war. Hierauf brach auch die große Armee der Verbündeten unter Schwarzenberg in Böhmen auf, ließ Napoleon rechts in Dresden liegen, zog durch die Engpässe des Erzgebirges und wandte sich nach den Ebenen von Sachsen. Napoleon, der nun befürchten mußte, vom Rhein ganz abgeschnitten zu werden, hatte keine andere Wahl, als gleichfalls mit seinem Heere aufzubrechen. Er

verließ Dresden am 7. October und zog in der Richtung gegen Leipzig heran. Auf den Feldern dieser Stadt, wo einst Gustav Adolph siegreich gestritten, war der große Kampfplatz, auf welchem Deutschland das Tyrannenjoch zerbrochen und seine Freiheit glorreich wieder errungen hatte. Als der heilige Kampf am 16. October begann, nahm die württembergische Division eine Stellung dicht vor Leipzig auf der nach Halle führenden Straße. Am folgenden Tage besetzte ein Theil derselben zuerst das Dorf Gohlis und dann schützte sie die Vorstadt und die über die Pertha führende Brücke gegen das Drohen des Feindes. In der nächsten Nacht aber erhielt das gesammte vierte Armeekorps den Befehl, mit Anbruch des Tages gegen Weißenfels vorzurücken, um sich des Uebergangs über die Saale zu versichern. Es kam am Morgen des 19. Octobers glücklich daselbst an, und breitete sich auf den Höhen jenseits der Saale aus, während die württembergische Division am 20. October nach Freiburg abmarschirte, um die dort über die Unstrut führenden Brücken zu besetzen. Durch diese Bewegungen blieben die Württemberger vom Schlachtfelde entfernt, auf welchem der große Kampf für die Freiheit Deutschlands ausgefochten wurde. Hier war es auch, wo General von Normann, der bisher mit der größten Tapferkeit und Unerschrockenheit gefochten hatte, ermuntert durch das Beispiel anderer deutschen Truppen, die französischen Reihen verließ und seine Brigade im Angesichte der Franzosen mit fliegender Fahne und klingendem Spiele zu den Verbündeten überführte.

Kaum war die württembergische Division in Freiburg angelangt, so traf auch schon Napoleon daselbst ein. Ihm folgte sein geschlagenes Heer, das sich in der schauerlichsten Verwirrung durch das Thal der Unstrut hindurch drängte. Mit ihm schleppte sich auch fliehend und unter großen Anstrengungen und Entbehrungen die württembergische Division fort. Sie nahm ihren Weg über Erfurt, Gotha und Vach. Auf dem Punkte aber, wo sich hinter Fulda die Frankfurter und Würzburger Straßen scheiden, übergab Graf von Franquemont den ihm während des Feldzuges anvertrauten Artillerie-Park einem französischen Offiziere, verabschiedete sich von den Franzosen und betrat den Weg in's Vaterland, auf dessen Grenzen er am 31. October mit noch ungefähr 1000 Mann, 180 Pferden und 2 Stücken Geschütz ankam, während sich zu gleicher Zeit der Rest der französischen Armee unter bestän-

diger Verfolgung und großem Verluste auf das linke Ufer des Rheins hinüber rettete.

In dem nun beendigten Feldzuge gegen Preußen hatten die württembergischen Krieger mehr Gelegenheit, ihre persönliche Tapferkeit zu zeigen, als in jedem der früheren. Deßhalb wußte aber auch König Friedrich ihre ausgezeichneten Thaten zu würdigen und zu belohnen. Generallieutenant von Franquemont wurde in den Grafenstand erhoben, und die zurückgekehrten Offiziere und Soldaten mit Ehrenzeichen geschmückt. Die Verwundeten und die Wittwen und die Waisen der Gefallenen wurden wahrhaft väterlich bedacht.

Nach dem siegreichen Treffen bei Leipzig löste sich der Rheinbund auf, und die früheren Mitglieder desselben, dem Beispiele Baierns folgend, sicherten sich ihre Besitzungen durch den alsbaldigen Uebertritt zu den Verbündeten. Auch der König von Württemberg konnte nicht mehr über die zu nehmende Partie zweifelhaft sein; er schloß sich gleichfalls an den großen Bund an und versprach in dem Vertrage zu Fulda die Errichtung eines Korps von 24,600 Mann, mit 2900 Pferden und 24 Stücken Geschütz. Und obschon der Verlust, welchen das Land in den beiden letzten Feldzügen an Mannschaft, Pferden, Geschütz, Waffen und Feldgeräthschaften aller Art erlitten, kaum berechenbar war, so überwand doch die Thätigkeit des Königs und die Bereitwilligkeit des Volkes alle Schwierigkeiten, die sich darboten; denn auch die Württemberger athmeten nun frei auf nach so langer Zeit des schimpflichsten Druckes; auch für sie war das Jahr 1813 ein großes, unvergeßliches Jahr der freudigsten Begeisterung und der schönsten Hoffnungen.

Um nun aber den großen Waffenruhm, den sich die württembergischen Krieger auf französischem Boden erworben, recht würdig zu erzählen, dürfen wir es nicht unterlassen, zugleich auch das, besonders aus den beiden französischen Feldzügen so strahlend hervorleuchtende Bild des **Königs Wilhelm** noch genauer zu betrachten, und vornehmlich auch alles Das zu sagen, was der geliebte König für sein Land und sein Volk gethan hat von seiner Thronbesteigung an bis zu seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum.

Wilhelm als Kronprinz.

Sechzehn Jahre hatte Wilhelm zurückgelegt, als er durch die Berufung seines Vaters auf den württembergischen Thron zu der Stellung eines Kron- und Erbprinzen gelangt war. Neun Jahre wurde er vorher in der Fremde umhergeführt, und seit ihm das Glück zu Theil geworden, den Boden des Vaterlandes betreten zu dürfen, ward er kaum seines Lebens froh. Doch es ist bekannt, wie edelmüthig König Wilhelm in späterer Zeit über das Mißgeschick seiner Jugend sich äußerte, und wie großmüthig er es verziehen hat. Wir aber müssen das launenhafte Spiel des Schicksals bewundern, das so gar häufig gerade Denen, die nach menschlichen Ansichten zu den höchsten Stufen des Glückes berufen sind, diejenigen Güter des Lebens versagt, in deren Besitze auch der Aermste sein Loos mit freudiger Geduld erträgt. — Indessen haben es Württembergs Bewohner vor Allem zu rühmen und dafür der Vorsehung zu danken, daß es Friedrich bei der Bildung und Erziehung seiner Kinder, besonders aber bei der seines Erbprinzen ja auch an Nichts hatte ermangeln lassen; vielmehr zog er stets die ausgezeichnetsten Lehrer und Erzieher in seinen Dienst. Wie konnte, wie durfte dieß auch anders sein? Läßt sich wohl von einem mit so reichen Kenntnissen ausgestatteten Geiste, wie ihn Friedrich besaß, erwarten, daß er seine Nachkommen in der geistigen Ausbildung irgendwie vernachläßigte? Mußte nicht vielmehr einem Manne, dessen einzige und vornehmste Sorge dahin gerichtet war, die Macht seines Hauses auf die möglichst höchste Stufe zu heben, Alles an dem künftigen Schicksale seiner neuen Schöpfungen gelegen sein? — Wilhelm erhielt zwar in seiner Jugend, wie es in damaliger Zeit überhaupt bei Regierungsnachfolgern Sitte war, eine sehr strenge, dennoch aber sehr sorgfältige und auf seinen künftigen Regentenberuf wohl berechnete Erziehung. Und seine ausgezeichneten Talente, die in harmonischem Bunde standen mit einem tiefen Gemüthe, ließen die schönsten Früchte seiner Erziehung erwarten. Wenn nun aber auch der junge Prinz in spätern Jahren das Mißverhältniß in seiner Stellung, dem strengen Vater gegenüber, tief empfunden haben mochte, so konnte er ja dasselbe um so eher vergessen, als sein offenes Auge unverwandt an den Begebenheiten der damals so merkwürdigen Zeit hieng; nicht zu gedenken, daß er, der „deutsche

Mann", zugleich auch einen Trost fand in dem Mitgefühle des Schicksals seines geliebten Volkes, und dieß gewiß um so mehr, je inniger sein Charakter mit dem Kern des schwäbischen Nationalgeistes verwachsen war. Sei es nun auch, daß der Jugend Wilhelms, theils schon durch den allzufrühen Verlust seiner zärtlich liebenden Mutter, theils aber auch durch den unstäten und strengen Geist seines Vaters, so Manches entzogen wurde, was man im gewöhnlichen Leben als Mangel bezeichnet, so können wir es doch nur mit innigster Freude erwähnen, daß eben dieser Mangel an dem schon frühe für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit empfänglichen Gemüthe des jungen Prinzen wirkungslos vorübergieng. Uebersehen wir übrigens dieses Alles, so werden wir doch eingestehen müssen, daß die Jugend eines deutschen Prinzen nicht leicht in einen Zeitpunkt fallen konnte, der an Ereignissen der Gegenwart sowohl, als an Ahnungen für die Zukunft gewichtiger gewesen wäre, als die Zeit, in der Prinz Wilhelm lebte. Im neunten Jahre betrat er sein Vaterland; und was gieng nicht Alles bis zu seinem sechzehnten Jahre an seinem offenen Blicke vorüber, was namentlich nicht in den letzten Jahren dieser Periode, wo die französische Revolution bereits in vollem Gange war, und über der Welt her schon die Morgenröthe einer neuen Zeit aufgieng. Prinz Wilhelm sieht noch die letzten patriarchalischen Regierungsjahre seines Großoheims, des Herzogs Karl. Er sieht ein ähnliches hausväterliches Regiment unter dem Großoheim Ludwig Eugen; er sieht übrigens auch, wie dieser so manche der herrlichsten Schöpfungen seines Bruders schonungslos zerstört hat. Er sieht im 14. Jahre seinen Großvater den Thron besteigen, den würdigen, weisen und volksfreundlichen Mann; er sieht wie dieser bereits schon das Stadtsruder in den Strom der neuen Zeit hineinlenkt. Er sieht es, wie Friedrich Eugen seinem Volke offen und redlich entgegen kommt, wie er die Vertreter desselben um sich versammelt wie ein Vater seine Kinder, und wie er ihnen nie gekannte Freiheiten und Rechte bewilligt. Er sieht aber auch das erhabene Schauspiel des Landtags von 1797, des ersten wieder nach 27 Jahren, und wie dieser bereits vom Geiste der neuen Zeit beseelt ist. Er sieht endlich, wie der staatskluge Vater die Zügel Württembergs mit mächtiger und thatkräftiger Hand ergreift, und wie er sie lenkt mit kühnem Muthe in dem Strome der schon begonnenen neuen Zeit. Aber nicht allein über das angestammte Land, ein auch über ganz Deutschland sieht der Prinz die Vorzeichen eines

welterschütternden Gewitters aufsteigen. Schon sieht er den westlichen Horizont in hellen Flammen stehen, unter deren blutrothem Scheine sich eine neue Welt gestaltete. Schon hat sich der mächtige Sturm der französischen Revolution über die Grenzen hinaus gewälzt und das deutsche Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Schon sieht er, wie eine morsche Stütze des tausendjährigen Kaiserreiches nach der andern bricht. Schon hat er selbst mit dem ganzen fürstlichen Hause vor dem wilden Anstürmen eines republikanischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Und bei der grenzenlosen Eroberungssucht der Franzosen, welches Loos wird Württemberg, welches den angestammten Thron des Prinzen treffen? Solche und ähnliche Dinge waren wohl geeignet, die ganze Geistesthätigkeit des jungen Fürsten in Anspruch zu nehmen, und dieß um so mehr, da ihr Ausgang so höchst zweifelhaft war. Und so sehen wir denn unsern Wilhelm in seiner Jugend stehen auf dem Gipfel der alten Zeit, rückwärts schauend über fast sechs Jahrhunderte seiner Ahnen, aber wir sehen ihn auch vor den Pforten einer neuen Zeit, von der noch ungewiß war, was sie ihm bringen werde. Von diesem Standpunkte aus muß er Augenzeuge sein, wie in Württemberg und in Deutschland nach und nach alles Alte fällt, und wie neue Gebilde sich gestalten; er muß Augenzeuge sein, wie der Vater das alte Staatsgebäude Württembergs mit all seiner Schwerfälligkeit, mit all seinen Grundübeln und all seinen Unangemessenheiten zu den raschen Fortschritten der Zeit niederschmettert und ein neues, zeitgemäßeres entstehen läßt. Er hat zusehen dürfen, wie Württemberg auf der glänzenden Laufbahn von einem kleinen Herzogthum zu einem vergrößerten Kurfürstenthum und bald hernach zu einem noch größern Königreiche emporstieg, und wie es sich allmählig durch eigene Kraft emporgeschwungen hat in die Reihe der ersten Staaten Deutschlands. Ja er mußte aber auch sehen, daß im Gefolge des Glückssternes, der über seinem angestammten Throne leuchtete, sich allmählig ein Glanz über sein väterliches Haus verbreitete, wie er nur am Hofe Napoleons wieder gefunden wurde.

Hätte man nicht denken sollen, der Prinz wäre über alle diese Erscheinungen hoch erfreut gewesen, und hätte als nächster Erbe des Vaters von dessen Vorarbeiten den vortheilhaftesten Gebrauch gemacht! Denn was gieng nicht Alles vor seinen Augen vorüber, das den Ehrgeiz, den Genußtrieb, den fröhlichen Eigennutz der Jugend hätte anregen

und befriedigen können! Doch nein, wir bewundern den edlen Jüngling, der alle diese gefährlichen Klippen so glücklich umsteuert hat. All dieses äußere Glück sah er nur als eitlen Schein an; denn es war ja sein ganzes geistiges Wesen tiefer, als daß es hätte befriedigt werden können durch äußern schimmernden Glanz. Sobald er aber einmal zu eigenem selbstständigen Denken gelangt war; sobald der eigene Charakter anfieng, sich dem feinen innern Ohre zu enthüllen, und zu wachsen; so konnte es nicht fehlen, daß es um seinen innern Frieden gethan war. Daraus aber entstand allmählig zwischen Vater und Sohn eine tiefe Kluft.

Wilhelm stand in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, als er sich endlich, nothgedrungen, von Stuttgart losriß, um sich drei Jahre hindurch im Auslande aufzuhalten. Zur weitern Ausbilduug auf seinen Regentenberuf schien ihm die Kaiserstadt Wien, der damalige Brennpunkt alles deutschnationalen Interesses, der geeignetste Ort zu sein. Nachdem er sich hier als Privatmann längere Zeit aufgehalten, und sich einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt hatte, wollte er nun auch das Gegenstück der Kaiserstadt, Paris, sehen, wo sich damals der Vereinigungspunkt alles Weltinteresses gebildet hatte. Mit der regsten Theilnahme eines feurigen, aber zugleich vorsichtigen Jünglings, der sich wohl auch berufen fühlte, in den wichtigsten Weltereignissen mitzuhandeln, betrachtete er die Wiege dieser Ereignisse und lernte ruhig die Fäden kennen, an welchen dieselben emporgesponnen wurden. Doch vermochte ihn weder Wien zu fesseln, noch Paris festzuhalten. Vielmehr sehen wir den nach allseitiger Bildung strebenden Geist nicht minder Maaß und Ziel halten in der Zeit, als in den Gesinnungen. Unvermerkt entfernte sich der junge Mann aus dem lärmenden Getümmel der politischen Welt und suchte unter dem milden Himmel Italiens einen stillen, friedlichen und freundlichen Aufenthalt. Dieses Land, so reich an Natur-, Kunst- und Alterthumsschätzen, ist vermögend, Jedem, welchen Standes und welcher Gesinnung er auch sein mag, das im vollkommensten Maaße zu geben, was zu seiner Befriedigung dient. Wilhelm benützte vorerst die ihm im Schooße der Freiheit vergönnte Ruhe dazu, alles bisher Gesehene und Erlernte im Geiste zu verarbeiten und zum wirklichen und bleibenden Eigenthum zu machen. Dann aber gab sich der edle Fürstensohn auch mit aller Anspruchslosigkeit dem Genusse des unendlichen Kunst- und Naturreichthums hin, der in jenem glücklichen Erdstriche in so verschwenderischer Fülle ausgestreut ist. Die

nächste Wirkung dieser anspruchslosen Hingebung aber konnte bei dem Prinzen keine andere sein, als die Aussöhnung mit sich selbst und die Festgründung seiner innern Ruhe und seines Friedens, der sich in feiner Sitte, in edler Milde gegen Andere, sowie in harmonischer Abrundung seines gesammten Wesens und Handelns aussprach. Diese Wirkung aber auch in der That zu zeigen, dazu fand der Kronprinz nach seiner Zurückkunft im Vaterlande vielfache Gelegenheit. Ruhig konnte der gereifte Mann dem seinen Wünschen und Neigungen entgegengesetzten Treiben im Staate zusehen, ohne in Gefahr zu gerathen, sich zur Unzeit dagegen aufzulehnen. Von Wien und Paris brachte er Anschauungen und Erfahrungen mit, an welchen er ruhig das Vaterländische bemessen und etwaige Widerwärtigkeiten zurechtlegen konnte.

Vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1812 lebte der Kronprinz meistens in Stuttgart. Hier war er Augenzeuge von der Regierungsweise seines Vaters; und gewiß konnte es auch für ihn auf der Höhe gereifter Bildung, worauf er jetzt stand, und für seinen künftigen Regentenberuf keine bessere Schule geben, als die, in welche er bei seinem Vater gieng. Zwar mischte er sich nie in die innern Angelegenheiten des Staates, sondern verlebte jene sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit, nur von wenigen Freunden umgeben; dennoch aber blieb er nicht unthätig, er beobachtete und bereitete sich mit unermüdlichem Eifer auf seinen künftigen Beruf vor. Es ist bekannt, daß er es nicht verschmähte, auf einsamen Spaziergängen sich unerkannt an Leute aus dem Volke anzuschließen, um ihre Klagen in sein Gedächtniß einzuschreiben. Weit entfernt aber, daß er dadurch nach eitlem Ruhme gestrebt hätte, daß er vielmehr aus allen Kräften einen edlern und bleibenden Ruhm suchte und ihn auch errang, nämlich seinen gefaßten Grundsätzen getreu geblieben, das Recht nie in der Form des Unrechts erstrebt, seinen Vater geehrt, das Bestehende geachtet, und dennoch als vollkommen reifer, wohlvorbereiteter König den Thron bestiegen zu haben. — Noch weniger, als in die innern, mischte sich der Kronprinz in die äußern Angelegenheiten des Staates. Wie konnte ihm auch, dem ächt „deutschen" Manne, eine Politik gefallen, in deren Gefolge sein geliebtes Volk unter dem Drucke der Lasten seufzte? Daß dem Kronprinzen an dem Hofe seines Vaters nie recht wohl sein konnte, liegt wohl klar am Tage. Er gieng auch dort umher mehr als Befreundeter, weniger als Freund. Nicht, wie es bei Fürstensöhnen so häufig der Fall ist, suchte er geräuschvolle

Tage, vielmehr lebte er nur für sich, und im Umgange mit einem kleinen, aber ausgewählten Kreise. Ein Augenzeuge sagt: „Kein glänzendes Fest wurde in seinem Palaste gefeiert, nicht prunkvolle Aufzüge begleiteten sein Erscheinen. Wenn er zu Pferde saß oder im Wagen fuhr, unterschieden ihn nur seine ausgewählten Pferde vom gewöhnlichen Edelmanne; noch öfters sah man ihn im Kleide eines einfachen Bürgers, von den Meisten unerkannt, allein durch die Straßen gehen oder seinen Gang auf's Feld machen. Ein großer Theil seiner Zeit war dem Lesen gewidmet, manche Stunde dem Leben in der freien Natur. Im Sommer hielt er sich öfters einzelne Tage, hie und da eine ganze Woche, in Scharnhausen auf, einem freundlichen Landsitze unweit Stuttgart, den er sich nicht prächtig, aber geschmackvoll eingerichtet hatte. Dann gehörte auch die Jagd unter seine Beschäftigungen, aber nur insofern sie mit körperlichen Anstrengungen verbunden war. Er verfolgte das Wild zu Fuß, und die wenigen Landleute, die er dabei beschäftigte, und die ihm Frohndienst zu leisten verpflichtet waren, erhielten von ihm ihren Lohn." — Durch diese einfachen schlichten Worte ist das erhabene Bild des Kronprinzen Wilhelm fertig geworden, und wir wagen es nicht, auch nur noch einen einzigen Pinselstrich hinzuzufügen, befürchtend, es möchte dasselbe durch Ueberfüllung an wahrem Ausdrucke sowohl, als an wohlthuendem Farbenschimmer verlieren. Um aber denn doch diesem Bilde noch die nöthigen Attribute beizugeben, müssen wir den Kronprinzen auch als Helden auf der Kriegsschaubühne kennen lernen.

Der Kronprinz als Feldherr.

Achtzehn Jahre war Wilhelm alt, als er zum ersten Male im Schlachtengetümmel den Donner der Kanonen hörte. Er begab sich nämlich im Jahre 1800 als Freiwilliger unter die Fahne der österreichischen Armee, welche damals, von Erzherzog Johann befehligt, dem siegreichen Moreau gegenüberstand. Die blutige Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember), in welcher die Oesterreicher über 1000 Todte und Gefangene und über 100 Kanonen verloren, weihte ihn zum Helden auf der Kriegslaufbahn ein. Denn schon damals bewies er jenen ruhigen Muth und jene Kaltblütigkeit eines Kriegers, der auch in der

drohendsten Gefahr dem Tode unerschrocken in's Angesicht schauen kann. Er stürmte mitten in das Schlachtgetümmel hinein, und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Doch war bei ihm diese erste Weihe, sowie auch der Zug gegen Oesterreich im Jahre 1809 nur wie ein Traum vorübergegangen. Erst in seinem 31. Jahre schloß sich ihm die Kriegslaufbahn auf's Neue auf, als er sich im Jahre 1812, freilich gegen die Stimme seines innersten Herzens, dem Willen seines Vaters gemäß an die Spitze des württembergischen Contingents stellte. Doch wir wissen, daß ihn eine Krankheit eben sowohl auf den Ruhm, als auf das Elend jenes Feldzuges gegen Rußland verzichten ließ. — An dem Feldzuge von 1813 gegen Preußen nahm Wilhelm keinen Antheil. Wie konnte auch der junge Mann, der mit Leib und Seel ein „Deutscher" war, im Interesse Napoleons, des Unterdrückers deutscher Freiheit, das Schwert ergreifen gegen ein hochherziges deutsches Brudervolk! Erst nachdem in der Schlacht bei Leipzig der Glücksstern Frankreichs untergegangen war und sich König Friedrich an den großen Bund der europäischen Mächte angeschlossen hatte, betrat auch Wilhelm, von seiner Krankheit nun völlig wieder hergestellt, auf's Neue den Kampfplatz, bereit, für die deutsche Sache Blut und Leben zu wagen.

In dem nun beginnenden Feldzuge von 1814 gegen Frankreich bildeten die württembergischen Truppen, unter der Anführung des Feldzeugmeisters von Franquemont, vereinigt mit Oesterreichern, das vierte Armeekorps. An die Spitze desselben trat als Oberfeldherr, die gesammte Mannschaft mit Vertrauen, Muth und freudiger Hoffnung belebend, der **Kronprinz Wilhelm** von Württemberg. — Damit jedoch auch, im Falle einer unglücklichen Wendung der Dinge, der vaterländische Boden beschützt wäre, erschien am 7. Januar 1814 eine Verordnung, nach welcher ein Landsturm von wenigstens 100,000 Mann aufgestellt werden sollte. Der Oberbefehl über denselben wurde dem Generalfeldzeugmeister von Cammrer übertragen. Diese Anstalt, die zur Zeit der Gefahr so nützlich hätte wirken können, kam jedoch, in Folge des raschen und schnell entscheidenden Kriegslaufes, nur zum Theil zur Ausführung, besonders auch, weil dem Volke durch die Art der Bewaffnung die Lust dazu benommen wurde.

Die erste Abtheilung des zur Theilnahme an dem Feldzuge gegen Frankreich bestimmten württembergischen Korps bestand aus zwei Cavallerie- und drei Infanterie-Brigaden, welche zusammen 13,400 Mann

und 2,700 Pferde zählte. Nach dem Abmarsche aus dem Vaterlande kam die Abtheilung am 28. Dezember 1813 zu Freiburg im Breisgau an, wo sie die Ehre hatte, an den beiden Monarchen von Oestreich und von Rußland vorüber zu ziehen, welche ihr, theils wegen der vortrefflichen Haltung der Soldaten, theils aber auch wegen ihrer Ausrüstung, den verdienten Beifall zollten. Am 30. und 31. Dezember gieng sie unterhalb Hüningen über den Rhein und setzte hierauf, nach einem kurzen Aufenthalte in den Gegenden von St. Croix, ihren Marsch über die Vogesen fort. Als sie vor Epinal angekommen war, beschloß der **Kronprinz**, gegen die Bestimmung seines Korps, die Stadt, die von dem französischen Generale Rousseau mit 4000 Mann Infanterie von der jungen Garde und einigen Eskadrons vertheidigt wurde, unter Mitwirkung des Kosacken-Hettmanns Grafen Platow, anzugreifen und wegzunehmen. Am 11. Januar führte er seinen Entschluß rasch und unverweilt aus. Das Heer war in drei Kolonnen getheilt; die erste sollte rechts von der Mosel, die Hauptkolonne im engen Moselthale selbst, und die dritte von Xertigny her gegen die Stadt vorrücken. Die dritte Kolonne hatte die Bestimmung, sich kurz vor Epinal mit der Hauptkolonne zu vereinigen. Früh Morgens stellten sich die verschiedenen Korps auf und setzten sich fast gleichzeitig in Bewegung. Von Osten her kam der Generalmajor von Stockmayer mit der ersten Kolonne, um sich des östlichen Stadteinganges zu bemächtigen, sobald die Hauptkolonne von Südosten her die Stadt angegriffen hätte. Die Hauptkolonne unter dem Feldzeugmeister von Franquemont zog durch das Moselthal links vom Flusse heran; eine Abtheilung derselben aber, geführt von Generalmajor von Döring, gieng auf das rechte Ufer, um mit der ersten Kolonne in Verbindung zu treten. Die dritte Kolonne endlich unter Generalmajor von Jett hatte die Gärten und die Einsiedelei von Epinal zu umgehen und nöthigenfalls die Stadt von der Nordseite her anzugreifen, während Graf Platow dem Feinde den Rückzug nach Nancy abschneiden sollte. Indeß kam nur die dritte und die Hauptkolonne zum Angriffe; denn General Rousseau trat gleich den Rückzug nach Nancy an. Der Kronprinz aber verfolgte ihn mit einigen Cavallerie-Regimentern und reitender Artillerie und vertrieb ihn von der Stellung, die er auf den Höhen hinter der Stadt einzunehmen suchte. Der Verlust der Franzosen an Todten und Waffen war sehr beträchtlich; 500 wurden gefangen eingebracht, während den Württembergern

›loß ein Mann getödtet und 9 verwundet wurden. Im Laufe des Gefechts war es der tapfere Feldherr selbst, welcher an der Spitze einer Reiterschaar kämpfend an den mit Feinden besetzten Häusern vorbei in ›ie Stadt eindrang und einem auf ihn abgefeuerten Schusse kaum ntgieng.

Die erste Aufgabe der Verbündeten, die Gebirgsketten des französischen Jura und der Vogesen zu durchbrechen war nun ohne große Schwierigkeiten gelöst; die zweite hierauf war die Hochfläche von Langres zu gewinnen, wo sich der Marschall Mortier mit 12,000 Mann alter Garde aufgestellt hatte. Nach Langres rückte daher das erste und dritte Armeekorps, und auch der Kronprinz wurde dahin beordert. Der beabsichtigte Angriff auf den Marschall kam jedoch nicht zur Ausführung, weil derselbe schon früher vor der Uebermacht gegen Chaumont zurückgewichen war. Eben diese Bewegung aber gab dem Kronprinzen Gelegenheit, sein ausgezeichnetes, selbstständiges Feldherrntalent auf's Neue zu zeigen. Nachdem er die Stellung des Feindes auskundschaftet hatte, machte er unverzüglich Anstalten zu einem raschen Angriffe auf Chaumont. Mortier hatte eine sehr vortheilhafte Stellung auf den Höhen, welche östlich von der Stadt die Brücke über die Marne beherrschen. Theils dieser, theils aber auch und besonders der mißliche Umstand, daß die erwartete Unterstützung von Langres her ausblieb, war die Ursache, warum die ganze Operation nicht den erwünschten Erfolg hatte. Zudem regnete es den ganzen Tag (es war der 18. Januar) so stark, daß die Infanterie gar nicht verwendet werden konnte. Dennoch waren die Vortheile, welche der Kronprinz hier errang, nicht unbedeutend. Es gelang ihm vollkommen, das ganze rechte Ufer der Marne von Franzosen zu reinigen und den Marschall Mortier durch lebhaftes Kanoniren seiner Reitereientsendungen zum Abzuge zu nöthigen, so daß das württembergische Heer am Tage darauf in Chaumon einrücken konnte. Nur 10 Mann wurden getödtet und 34 verwundet; dagegen war für den Unterhalt der ganzen Armee, abermals durch die unerschrockene Entschlossenheit des Kronprinzen, ein sehr wichtiger Punkt gewonnen.

Marschall Mortier nahm nun, nachdem er sein Heer auf 16,000 Mann und 50 Kanonen verstärkt hatte, eine sehr vortheilhafte Stellung bei Bar an der Aube auf beiden Ufern des Flusses ein. Ihn von hier zu vertreiben, war um so nothwendiger, weil es schien, der Feind

wolle sich zu einer Hauptschlacht rüsten, ehe sich die Heere der Verbündeten gesammelt hätten. Diese Unternehmung wurde dem Kronprinzen und dem österreichischen Feldzeugmeister Grafen Giulay übertragen, welche sofort auf beiden Ufern der Aube, jener auf dem rechten, dieser auf dem linken anrückten. Den ersten Angriff machte der Kronprinz mit solcher Heftigkeit, daß der Feind genöthigt wurde, sich bis nach Voigny zurückzuziehen, wo er von dem größern Korps aufgenommen wurde. Hier nun entstand aus 20 Kanonen ein lebhaftes Feuer gegen die Württemberger; allein der Kronprinz ließ in Eile zwei Batterien auffahren, welche auf's Nachdrücklichste antworteten. Zugleich gelang es den Oesterreichern, drei gewaltige Angriffe auf die Infanteriemassen in blutigem Kampfe abzuweisen und der Höhen, sowie der Brücke bei dem Dorfe Fontaines Meister zu werden, worauf Mortier, nachdem er 2000 Mann verloren hatte, in der Nacht das Schlachtfeld räumte und sich nach Troyes und Chalons zurückzog. Der Verlust der Verbündeten war im Verhältnisse zu dem errungenen Vortheile unbedeutend. Das vierte Armeekorps konnte ungehindert auf einige Tage in der Umgegend Standquartiere beziehen, während das dritte in Bar an der Aube einzog.

So waren die drei Hauptstadien des bisherigen Feldzugs für die Württemberger durch drei ruhmvolle Treffen bezeichnet. Nun aber schien sich eine bedeutende Krisis vorbereiten zu wollen. Napoleon, der sich unterdessen noch in Paris befand, verließ seine Hauptstadt und erschien am 26. Januar in Vitry, um an der Spitze seiner Heere die Pläne zu entfalten, die er zu seiner Vertheidigung entworfen hatte. Die Armeekorps der Verbündeten lagen noch zerstreut umher; Napoleon wollte jedes Korps einzeln schlagen. Den Anfang wollte er mit Blücher, der die schlesische Armee befehligte, machen. Zuerst zwang er ihn, seine Stellung bei St. Dizier zu räumen; sodann brachte er ihn in den Umgegenden von Brienne zum Weichen. Hier entfaltete Napoleon sein 60,000 Mann starkes Heer, indem er es in einer Linie aufstellte, welche von Dierville über La Rothière, Petit Mesnil, La Gibrie, Chaumenil bis nach Morvilliers hinab reichte. Ihm gegenüber standen die russischen Grenadier-Reserven, der Kronprinz von Württemberg und der Graf Giulay, die sich mit Blücher vereinigt hatten, auf dessen rechtem Flügel der Graf von Wrede, auf dessem linken aber der Fürst Colloredo angekommen

waren. Der allgemeine Angriff von Seiten der Verbündeten wurde auf den 1. Februar festgesetzt. Es war ein sehr rauher Wintertag; dichtes Schneegestöber verdunkelte öfters die Luft so sehr, daß man mit dem Feuern innehalten mußte, bis wieder ein heller Augenblick den Feind sichtbar machte. Die Bewegungen der verschiedenen Heeresabtheilungen begannen um Mittag. Der Hauptangriff wurde auf das Dorf La Rothière gerichtet, das jedoch von den Franzosen so tapfer vertheidigt wurde, daß jeder erneuerte Angriff mißlang. Unterdessen aber zog sich das vierte Armeekorps bei Eclance zusammen, um gegen das Dorf Chaumenil vorzurücken. Das Korps begann nun damit, daß der General von Stockmayer den Feind aus einem in der Nähe des Dorfes La Gebrie gelegenen Walde vertrieb und ihm das Dorf selbst nach sehr hartnäckigem Widerstande entriß. Der Feind aber, die Wichtigkeit dieses Dorfes erkennend, griff die Württemberger auf's Neue mit aller Heftigkeit an und brachte sie zum Weichen. Diese jedoch, nachdem sie sich verstärkt hatten, rückten mit der größten Entschlossenheit abermals vor und warfen den Feind nach einem sehr blutigen Kampfe, in welchem der Kronprinz den Muth seiner Truppen durch sein eigenes Beispiel anfeuerte, wieder aus dem Dorfe hinaus und verfolgten ihn auf dem Wege nach Petit Mesnil. Nachdem nun zugleich auch Chaumenil von den Baiern und La Rothière von den Russen genommen worden waren, zog sich der Feind auf allen Punkten des Schlachtfeldes zurück, lebhaft verfolgt von der gesammten württembergischen Reiterei, die ihm Gefangene, Kanonen und Munitionswägen abnahm. Die Schlacht war für Napoleon verloren, der den Kampf mit der stolzesten Zuversicht unternommen hatte, den Fortschritten der Verbündeten endlich ein Ziel zu setzen. Am andern Tage wurde die Verfolgung fortgesetzt, anfänglich gemeinschaftlich von den Baiern und Württembergern, dann aber von den letztern allein. Auf den Höhen von Lesmont hatte Napoleon eine vortheilhafte Stellung genommen, gegen welche die Kavallerie und reitende Artillerie nichts vermochten. Der Kronprinz mußte daher seine Infanterie und Artillerie erwarten, und unterdessen den feindlichen Nachtrab gleichfalls über die Aube ziehen lassen, während Lesmont von französischer Infanterie besetzt blieb. Nachdem nun aber der Kronprinz sein Fußvolk und sein übriges Geschütz an sich gezogen hatte, griff er die Stadt von zwei Seiten an und verjagte die Franzosen daraus, worauf das dritte Armee-

korps am Abende des Tages in Lesmont einzog. — So endete denn die Schlacht bei Brienne durch eine für Napoleon sehr verderbliche Niederlage. Der Ruhm aber, den dieser glänzende und für den ganzen Feldzug entscheidende Erfolg über die Sieger verbreitete, gebührte, außer den Baiern, vorzugsweise dem vierten Armeekorps und dem heldenmüthigen Feldherrn, der an seiner Spitze stand. Selbst die Obergenerale Schwarzenberg und Blücher bezeugten den würtembergischen Truppen ihren Dank für die geleisteten Dienste, und gaben ihnen die Versicherung, daß sie sich durch ihre Tapferkeit die Achtung und Bewunderung der ganzen Armee erworben hätten. Aber es war auch der Preis dieses Ruhmes nicht unbedeutend. Er kostete 3 todte und 10 verwundete Offiziere, sowie 532 todte, verwundete und vermißte Soldaten.

Napoleon hatte unterdessen seine Armee bei Troyes wieder gesammelt, wohl in der Absicht, hier eine Schlacht zu liefern, wozu es jedoch nicht kam; denn die schlesische Armee, welche an der untern Marne hin über Meaux nach Paris eilte, schien ihm größere Vortheile darzubieten. Zwar gelang es ihm nicht, dieselbe aufzureiben; wohl aber wußte er mit außerordentlicher Schnelligkeit auf grundlosen Wegen seine Truppen erst gegen Olsufief, dann gegen Sacken und York, und endlich gegen Blücher selbst zu führen. Den ersten vernichtete er, die übrigen warf er nach siegreichen Kämpfen nach Chalons an der Marne zurück. So war die drohende Gefahr von der Hauptstadt abgewandt, und er konnte wieder der Hauptarmee entgegengehen. Unterdessen aber war der Kronprinz am 6. Februar in Troyes eingezogen; erhielt aber nachdem er dem, auf der Straße nach Paris zurückweichenden, Feinde 600 Gefangene abgenommen hatte, vier Tage später den Auftrag, die Stadt Sens, welche der General Alix mit 1000 Mann vertheidigte, zu erstürmen. Da dieser aber die an ihn ergangene Aufforderung zur Uebergabe mit der Erklärung zurückwies, er werde sich bis auf den letzten Mann vertheidigen, so beschloß der Kronprinz, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Schon Tags zuvor besetzte der Generalmajor von Stockmayer zwei Vorstädte und unterhielt die ganze Nacht hindurch ein lebhaftes Gewehrfeuer mit der Besatzung. Es half nichts, daß man die Stadt mit 4 Kanonen und 2 Haubitzen beschoß; die Thore waren verrammelt, und überhaupt Alles im besten Vertheidigungsstande. Nun brach der 11. Februar heran; das gesammte Armeekorps versammelte

sich vor der Stadt. Umsonst versuchte man, die Thore durch Geschütze einzuwerfen und die Gebäude durch Granaten in Brand zu stecken. Da aber entdeckte mit einem Male der österreichische General Graf Latour eine kleine Thüre, welche den Ausgang des auf die Stadtmauer gestützten Kollegialgebäudes bildete. Hier drangen zwei Regimenter, wenn auch mit schwerer Mühe und hartem Verluste, glücklich durch und kamen zuletzt auf die Straßen, während zwei andere Regimenter die Thore der Stadt erbrachen. Nun konnte sich Alix nicht mehr länger halten; er sammelte seine Truppen und zog nach einem Verluste von 100 Todten und Gefangenen auf das linke Ufer der Yonne zurück, wo er die Insel und die Vorstadt St. Maurice bis Mitternacht, unter fortwährender gegenseitiger Kanonade, besetzt hielt. Den Württembergern war indeß, wenn auch unter heldenmüthiger Aufopferung, ein kühnes Unternehmen gelungen, das zugleich die Räumung des ebenfalls in Vertheidigungsstand gesetzten Punktes „Port an der Yonne" zur Folge hatte. Dem ganzen 4. Armeekorps kostete es sechs verwundete Offiziere und 192 todte und verwundete Soldaten.

Von jetzt an näherte sich die ganze Armee, zum Theil unter harten Gefechten mit dem feindlichen Nachtrabe, der Yonne und der Seine. Napoleon aber, der unterdessen mit Blücher fertig geworden war, blieb auch nicht unthätig. Er brach eiligst von Montmirail auf, drang über Meaux nach Nangis vor und trieb Wittgenstein siegreich zurück. Auch einige andere Bundestruppen wurden hinter die Seine zurückgeworfen, so daß Napoleon bei der Unthätigkeit des Generalismus der Verbündeten freies Spiel hatte. Er warf sich daher mit aller Macht auf das vierte Armeekorps bei Monterau, das hier während des ganzen Feldzugs die schwierigste Stellung hatte. Dessenungeachtet aber erhielt der Kronprinz den ausdrücklichen Befehl, dieselbe unter allen Umständen und um jeden Preis bis zum Abende zu behaupten. — Die Stadt Monterau liegt zu beiden Seiten der Yonne, in den Winkeln, welche durch die Mündung des Flusses in die Seine gebildet werden. Das linke Seineufer ist durchaus flach und eben, dagegen aber erhebt sich auf dem rechten Ufer, der Stadt gegenüber, eine steile Bergwand, über welche ein Engpaß auf die Scheitelfläche derselben nach dem Schlosse Sürville und dem Dorfe Villaron führt. Diese Höhen des rechten Ufers besetzte nun der Kronprinz, bereit, sich und sein Heer, wenn es die Noth erforderte, heldenmüthig aufzuopfern. Außer den Württem-

bergern stand noch eine österreichische Infanterie-Brigade unter seinen Befehlen. Die einzelnen Truppenabtheilungen waren nach Maßgabe des Terrains musterhaft vertheilt. Am 18. Februar früh Morgens begann der erste feindliche Angriff, der jedoch, weil er nicht ernst genug war, fast ohne Mühe abgewendet werden konnte. Bald aber entbrannte der Kampf auf's Heftigste um das von General von Stockmayer besetzt gehaltene Dorf Villaron. Dreimal stürmte der Feind gegen das Dorf heran, jedesmal aber wurde er nach hartnäckigem Kampfe zurückgeschlagen. Da erschien Nachmittags 2 Uhr Napoleon selbst auf dem Kampfplatze und stellte den 9540, mit 30 Kanonen versehenen Württembergern eine Macht von 30,000 Franzosen und 60 Kanonen entgegen. Sogleich ordnete er einen allgemeinen Angriff in 4 Kolonnen an. Die Stellung war jetzt unmöglich mehr zu halten. Die Truppen waren bereits durch mehrstündiges Gefecht erschöpft, die Reihen bedeutend lichter und ein großer Theil des Geschützes unbrauchbar geworden. Einem gänzlichen Untergange war nur durch schnellen Rückzug zu entgehen. Reiterei und Geschütz kamen glücklich durch den Engpaß und auf das linke Ufer der Seine hinüber. Die Infanterie des Mittelpunktes und des linken Flügels folgte in geschlossenen Kolonnen. Nun aber ließ Napoleon eine allgemeine Bewegung vorwärts machen und richtete ein unermüdliches Kanonenfeuer auf den Mittelpunkt und den rechten Flügel der Württemberger. Da ergriff dann mit einem Male sämmtliches Fußvolk die Flucht. In wilder Verwirrung stürzte Alles die Anhöhen herab, und Freund und Feind eilten zugleich auf der engen Brücke über die Seine. Aus den Häusern schoßen die Einwohner auf die Flüchtlinge; im Rücken donnerten Napoleons Feuerschlünde; auf der Straße selbst hieb Reiterei ein. Noch viele der Tapferen starben hier eines ruhmvollen Todes. Der heldenmüthige Kronprinz war einer der Letztern, die sich unter der beständigen und unmittelbaren Verfolgung der französischen Cavallerie über die Brücke zurückzogen. Seine ganze Haltung verrieth im stärksten Gedränge jene Ruhe und Kaltblütigkeit, die man an großen Helden bewundert; er ließ sich von seiner Umgebung nicht bewegen, anders als im Schritte zu reiten. Auf dem linken Seineufer angelangt, ließ er ein Regiment von der Reserve-Brigade Hohenlohe mit gefälltem Bajonette in die Stadt eindringen; und diesem braven Regimente gelang es, die noch übrigen Truppen, namentlich auch eine zu Deckung des Rückzugs zurückgelassene österreichische Infanterie-Brigade, vom völligen Untergange zu retten.

Der Feind gieng nun gleichfalls über die Brücke, doch verfolgte er nicht, so daß sich das württembergische Heer bei Marolles wieder sammeln und den Rückzug antreten konnte. Der 18. Februar bei Montereau verbreitete über die württembergischen Waffen den höchsten Ruhm; aber dieser Ruhm war theuer erkauft, er kostete 7 todte, 26 verwundete und 39 gefangene Offiziere, und 2773 todte, verwundete und gefangene Soldaten. Der Verlust der Oesterreicher belief sich auf 2000 Mann. Einige aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Offiziere behaupteten, Napoleon sei auf den württembergischen Heerführer so sehr erbittert gewesen, daß er von der Höhe herab, auf welcher er den Rückzug beobachtete, zweimal eine Kanone eigenhändig nach der Stelle gerichtet habe, wo er denselben vermuthete. Und in der That hatte auch der Kronprinz dem Kaiser den Preis des ungleichen Kampfes sehr sauer gemacht. In völlig ungünstiger Stellung hatte er gegen eine vierfach überlegene Macht einen halben Tag ausgehalten, und sein braves Heer, das der gänzlichen Vernichtung nicht entrinnen zu können schien, wohl geordnet zurückgezogen.

Die Vortheile, welche Napoleon in den letzten Tagen errungen hatte, machten ihn wieder sehr übermüthig, besonders als er sah, wie die Heere der Verbündeten einen allgemeinen Rückzug hinter Troyes anordneten, und wie sie, troß ihrer ungeheuren Ueberlegenheit, dennoch alle Vortheile wieder aufgaben, die sie aus der Schlacht bei Brienne hätten ziehen können. Das vierte Armeekorps bewegte sich über Bray, Troyes, Vandoeuvres, (wo es ansehnliche Verstärkungen aus dem Vaterlande an sich zog) und Bar an der Aube nach La Ferté, wo es am 27. Februar, dem Marschall Macdonald gegenüber, eine Stellung an dem Ufer der Aube nahm. Hier aber traf die Nachricht ein, daß sich Blücher von der Hauptarmee getrennt und statt rückwärts, vorwärts bewegt habe. Auch das vierte Armeekorps, vereinigt mit dem dritten, begann nun seine Bewegungen wieder. Mit leichter Mühe wurde Marschall Macdonald aus seiner Stellung vertrieben, so daß das Heer am 28. Februar an verschiedenen Punkten über die Aube gehen und seinen Zug, immer hinter dem beständig zurückweichenden Feinde her, über Troyes und Sens fortsetzen konnte. Die Friedensunterhandlungen aber, welche zu Chatillon eröffnet worden waren, brachten einen Stillstand hervor in den Operationen der großen Armee. Auch die schlesische Armee verhielt sich unterdessen unthätig,

während die übrigen Armeekorps schon am 6. März Kantonirungen bezogen hatten. Als aber Napoleon den Frieden an Bedingungen knüpfte, die den verbündeten Mächten keine Sicherheit gewährten, so wurde auf's Neue zu den Waffen gegriffen, und dieß von Seiten der Verbündeten mit um so größerer Zuversicht, als unterdessen Blücher, der sein Heer durch die Truppenabtheilungen von Bülow, Winzingerode und Woronzow auf 100,000 Mann verstärkt hatte, dem Heere Napoleons am 10. März bei Laon einen derben Schlag versetzt hatte.

Nach dieser Niederlage wollte Napoleon sein Glück wieder gegen Schwarzenberg versuchen. Blücher aber folgte ihm auf dem Fuße nach, um ihn immer enger zwischen seinem und dem großen Heere zusammenzudrängen. Unterwegs überfiel Napoleon den russischen General St. Priest in Reims und nahm die Stadt weg. Alsdann wandte er sich gegen das große Bundesheer, stellte sich ihm am 20. März gegenüber und besetzte Arcis an der Aube. Die verbündeten Monarchen, die ihre Heere in Eilmärschen zusammengezogen hatten, waren fest entschlossen, hier eine Hauptschlacht anzunehmen. Der Kampf entspann sich sehr ernsthaft. Der Kronprinz von Württemberg, dem der Oberbefehl über das dritte, vierte und sechste Armeekorps übergeben worden war, hatte den Auftrag, gegen Plancy vorzurücken, um den Feind, dessen Hauptmacht hier vermuthet wurde, anzugreifen. Indeß gieng fast der ganze Tag vorüber, ohne daß sich ein ernstlicher Widerstand dargeboten hätte. Erst gegen Abend 5 Uhr stieß man auf zahlreiche Reitergeschwader, die jedoch beim Anblicke des Feindes sogleich wieder umwandten und sich in Mery an den Marschall Macdonald anschlossen.

Drei württembergische Kavallerie-Regimenter aber und die Reiterei des Grafen von Pahlen griffen den Feind in der Fronte und in der Flanke zugleich an, warfen ihn schnell über den Haufen und trieben ihn mit einem Verluste von 400 Mann und vielen Pferden in die Flucht. In der Nacht nun traf Fürst Schwarzenberg Vorbereitungen, um am folgenden Tage einen entscheidenden Angriff auf den Feind zu machen. Schon waren die Heere seit mehreren Stunden in Schlachtordnung aufgestellt, den Angriff des Feindes erwartend. Da aber sehen sie, wie sich die Reihen der Franzosen auflösen und endlich ganz verschwinden. Napoleon hatte einen ganz neuen und außerordentlichen Plan entworfen,

von dem er sich mit der größten Zuversicht die glänzendsten Folgen versprach. Er wollte sich nämlich mit dem größten Theile seiner Armee dem Rhein zu wenden, in der Hoffnung, die Verbündeten würden ihm nachfolgen und sich von der bedrohten Hauptstadt entfernen. Sobald aber die Bewegung des Feindes bemerkt wurde, setzte das 5. Armeekorps über den Fluß, um demselben in die Flanke zu fallen. Der Kronprinz erhob sich gleichfalls in seiner Stellung auf den Höhen von Mesnil la Comtesse, umgürtete das französische Heer in einem Halbkreise, und ließ hundert Feuerschlünde gegen die Franzosen Verderben sprühen. Indessen rückten noch zwei Zwölfpfünderbatterien, sowie die Artillerie des 6. Armeekorps und von Chaudrey her noch zwei reitende Batterien der russischen Garde vor, wodurch der Halbkreis immer enger gezogen wurde, so daß er zuletzt eine zusammenhängende Batterie bildete, deren heftiges Feuer in den feindlichen Reihen große Verheerungen anrichtete. Napoleon, der noch mit 20,000 Mann auf dem linken Flußufer war, sah sich genöthigt, immer näher gegen die Stadt zurückzuweichen, wo sich ein mörderischer Kampf entspann, dem jedoch der Kronprinz dadurch ein Ende machte, daß er zwei österreichische Bataillone gegen die Ostseite der Stadt vorrücken und den Feind in die Flanke nehmen ließ. Nun war für die Franzosen kein Bleiben mehr; Napoleon zog sich nach Sommepuis zurück, nachdem er an diesem Tage einen Verlust von 3000 Mann erlitten, während die Armee der Verbündeten nur 300 Mann eingebüßt hatte. Der Kronprinz aber hatte bei Arcis an der Aube dem Kaiser den Tag bei Montereau vergolten, und dadurch dem ganzen Feldzuge zum zweiten Male eine entscheidende Wendung gegeben; denn es war jetzt die Verbindung zwischen der schlesischen und der Hauptarmee wieder hergestellt. Auf dem Wege nach Vitry gelang es dem Kronprinzen, dem Korps von Oudinot, welches dem Kaiser nachzog, noch einigen Schaden zuzufügen. Im Uebrigen aber beschlossen nun die verbündeten Fürsten, der Kaiser Alexander und der König von Preußen, Napoleon ziehen zu lassen, selbst aber kühn vorwärts zu dringen, sich unterwegs mit Blücher zu verbinden und dann Paris wegzunehmen, überzeugt, daß der Besitz der Hauptstadt des großen Kaiserreiches dem Kriege mit einem Male ein Ende machen werde. Der Entschluß der Monarchen wurde dem Heere am 23. März bekannt gemacht, und schon am folgenden Tage lief die Nachricht ein, daß Blücher in der Nähe stehe und bereit sei, sich mit

dem Hauptheere zu vereinigen. Nur Winzingerode sollte mit 10,000 Mann Reiterei und reitender Artillerie zurückbleiben, um Npoleon zu beobachten.

Nun begann das Heer der Verbündeten sich gegen die Hauptstadt in Bewegung zu setzen. Blücher zog rechts, Schwarzenberg links; in der Mitte der Marschlinie wollten sie zusammentreffen. Unterwegs aber stießen sie auf die französischen Armeekorps der Marschälle Marmont und Mortier, die dem Kaiser eiligst nachziehen wollten. Diese versuchten es am 25. März bei Fère-Champonoise in einer festen Stellung Widerstand zu leisten, wurden aber von den Verbündeten wie vom Sturmwinde weggescheucht, und hatten es nur der eintretenden Nacht zu verdanken, daß sie nicht ihr ganzes Heer verloren. Ihr Verlust war sehr bedeutend; denn außer einer Menge Todten und Verwundeten büßten sie 40 Kanonen, 200 Munitionswägen und 10,000 Gefangene ein. Von den Württembergern waren bloß die 4 Kavallerie-Regimenter mit ihren Batterien in's Gefecht gekommen; sie hatten aber, besonders in dem Angriffe und in der Sprengung zweier Infanterie-Quarres, abermals die glänzendsten Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Und auch dem Kronprinzen hatte man wiederum für einen, das Gelingen des ganzen Feldzugs entscheidenden Erfolg zu danken. Denn das Heer, welches Paris decken sollte, war größtentheils zernichtet und der Weg nach der Hauptstadt geöffnet.

Als die Nachricht von der Annäherung der verbündeten Armee nach Paris kam, stob Alles, wie vom Sturmwinde getrieben, auseinander. Die Kaiserin war mit dem Könige von Rom geflohen, und die Straßen nach dem Süden waren mit Wagen bedeckt. Die Stadt selbst gährte in ungeheurer Verwirrung. Die reichern Bewohner suchten ihre Habe zu retten und sprachen schon von Capitulation; die obdach- und brodlosen Armen dagegen, welche aus der Umgegend hereingeströmt und die Straßen und Plätze gefüllt hatten, beunruhigten die Andern durch furchtbare Erzählungen von den herannahenden Barbaren. Endlich am Abende des 29. März entfalteten sich nach den angestrengtesten Tagmärschen die langen und dunklen Heersäulen der Verbündeten im Angesichte der stolzen Stadt. Ehe sie jedoch dieselbe betreten durften, mußten sie noch vorher am folgenden Tage, am 30. März, einen harten Kampf bestehen. Zum Schutze der Stadt hatte man gegen die heranrückende Armee von 120,000 Mann bloß Marmonts und Mortiers

zusammengeschmolzene Heerschaar, ein Korps von 6000 Mann unter den Generalen Compans und Ornano, und etwa 30,000 Nationalgarden, wovon jedoch nur 10,000 bewaffnet ausrücken konnten, während die übrigen zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt verwendet werden mußten, aufgestellt. Den Oberbefehl über das ganze Vertheidigungskorps übernahm Napoleons unkriegerischer Bruder Joseph, der noch mitten in der drohendsten Gefahr nicht an diese glauben wollte. Das Hauptheer der Verbündeten wandte sich gegen die Höhen von Romainville und Belleville, das schlesische Heer aber gegen die Höhen des Montmartre. Das 4. Armeekorps, das Mittags 1 Uhr auf der Höhe bei Noget an der Marne angekommen war, erhielt den Auftrag, den Wald von St. Vincennes und die Dörfer St. Maure und Charenton zu nehmen, und das Schloß Vincennes einzuschließen. Der Kronprinz löste diese Aufgabe siegreich und ruhmvoll. Er stellte zu dem Ende in's erste Treffen rechts von der Straße nach Neuilly die Brigade Stockmayer, links davon die Brigade Hohenlohe, zur unmittelbaren Deckung hinter beide vier österreichische Bataillone. In's zweite Treffen kamen die Brigaden Misani und Balance. Ohne großen Widerstand drangen die Truppen vor, und nachdem Stockmayer stürmend in St. Maure eingezogen und dem nach mehreren Richtungen fliehenden Feinde 7 Kanonen und viele Gefangene abgenommen hatte, vertrieb der Prinz von Hohenlohe nach hartnäckigem Kampfe den Feind aus Charenton und aus dem Brückenkopfe von Alfort und erbeutete 6 Kanonen. Letzterer wurde vornehmlich von den Zöglingen der Militärschule vertheidigt, von welchen 150 todt auf dem Platze blieben. Nun erst konnte der Kronprinz seine Reiterei gegen die Vorstadt St. Antoine absenden; allein der blutige Kampf sollte nicht länger fortgesetzt werden. Denn mittlerweile wurden auch die Höhen von Belleville und von Montmartre genommen; die Marschälle Marmont und Mortier erboten sich hierauf Paris zu räumen, und bereits flogen nach allen Seiten hin Parlamentäre mit der Nachricht, daß die Stadt Paris kapitulire. Ueberall, am letzten jedoch auf dem Montmartre, verstummte der Donner der Geschütze, und die Vordersten der siegreichen Heere rückten bis an die Schlagbäume der Stadt vor. Am Morgen des folgenden Tages wurde die Stadt übergeben, worauf Mittags 11 Uhr der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, der tapfere Kronprinz von Württem-

berg, die Fürsten und die Befehlshaber an der Spitze ihrer ruhmbedeckten Truppen — unter ihnen auch das württembergische Infanterie-Regiment Nro. 5. — ihren Sieges-Einzug in Paris hielten. Damit aber hatte der Feldzug im Wesentlichen sein Ende erreicht; denn das stolze Kaiserreich war zertrümmert, und den Beherrscher desselben sah man nach Elba wandern, während Europa in einen Taumel der widersprechendsten Wünsche und Hoffnungen verfiel.

Nachdem die verbündeten Heere nach den vielen Strapazen in ihren Standquartieren sich wieder erholt hatten, räumten sie den Schauplatz ihrer unvergeßlichen Siege und kehrten, mit unsterblichem Ruhme bedeckt, und mit Bewunderung und Liebe empfangen, jedes in seine Heimath zurück. Die württembergischen Truppen brachen am 15. Mai in ihren Standquartieren, die sie in den Departements Yonne und Aube bezogen hatten, auf und schlugen, in 6 Kolonnen getheilt, den Weg in's Vaterland ein, dessen Grenzen sie am 7. Juni überschritten. König Friedrich aber, hoch erfreut über den Ruhm, den seine tapfern Krieger abermals über sein Reich verbreitet hatten, belohnte mit reicher Freigebigkeit ihre Treue und ihren Muth. Zum Andenken an die Tage von Brienne, von Fère-Champenoise und von Paris ließ er eine besondere Ehrendenkmünze prägen, die er als Preis der erwiesenen Tapferkeit unter sie vertheilte. Mit freudigem Jubel begrüßte überall das Volk die Wiederkehrenden; aber mit Stolz und Triumph nannte es den Kronprinzen Wilhelm den Seinigen, als auch er wieder in seine Mitte trat. Er war es würdig zu empfangen den Dank und die Liebe eines treuen Volkes, nachdem er durch jedes Verdienst, das den Feldherrn ziert, so großen Ruhm über das Vaterland verbreitet und unter den Helden, denen Europa seine Befreiung verdankt, sich einen so glänzenden Namen erworben hat.

Am 30. Mai 1814 schloßen die gekrönten Häupter im Namen von Europa mit Frankreich den ersten Pariser Frieden. Hierauf begaben sie sich mit ihren siegreichen Feldherrn im Monate Junius nach London, um ihren ältesten und getreuesten Bundesgenossen, den Engländern, einen Besuch abzustatten. Gegen den Herbst aber vereinigten sie sich zu einem großen europäischen Congresse in Wien, um die, während der langen Kriegszeit in Unordnung gerathenen Angelegenheiten Europas wieder zu Recht zu bringen. Auch König Friedrich begab sich in eigener Person dahin, um seine gerechten Ansprüche geltend

zu machen. Während nun aber die Machthaber in Wien noch mit einander stritten und Mißtrauen und Zwietracht in den deutschen Landen dadurch erregt wurde, da erscholl plötzlich zum unbeschreiblichsten Erstaunen von ganz Europa der Ruf: „Napoleon!" — Im März 1815 war nämlich Napoleon von der Insel Elba wieder zurückgekehrt, hatte in Frankreich gelandet und, noch ehe man Zeit zum Erstaunen bekam, Regierung und Heer neu organisirt. Mit freudigem Jauchzen kehrten die alten Truppen unter seine glorreiche Fahne zurück; die Bourbons flohen, und zwanzig Tage nach seiner Landung war er wieder Kaiser. Innerhalb zwei Monaten brachte er die französische Armee von 115,000 auf 250,000 Mann, die er in Eile an den Grenzen des Reichs vertheilte. Acht große Heere standen von Belgien bis an die Pyrenäen schlagfertig da. Eine solche, an ein Wunder grenzende Erscheinung war wohl vermögend die stockenden und verwirrten Räder des Wiener Congresses wieder in Gang und Ordnung zu bringen. Die getrenntesten Meinungen vereinigten sich daher alle schnell in dem Einen Entschlusse, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon von seinem angemaßten Throne wieder herabgestoßen wäre. In Kurzem standen abermals englische, russische, deutsche, österreichische und preußische Armeen auf den Beinen, bereit, den Feind zum zweiten Male auf seinem eigenen Boden zu bekämpfen. Sie dehnten sich vom Strande der Nordsee bis gegen die südliche Grenze Frankreichs aus, und waren in vier große Armeen vertheilt, welche von Schwarzenberg, Blücher und Wellington befehligt wurden. Den Raum zwischen Schwarzenberg und Blücher am Mittelrheine sollten die Russen ausfüllen, die sich jedoch noch auf dem Marsche befanden.

In Folge eingegangenen Vertrages stellte auch König Friedrich ein Contingent von 20,766 Mann mit 3,334 Pferden und 30 Stücken Geschütz. Es stieß dasselbe zur Armee des Oberrheins, welche in vier Armeekorps, eine Reserve und ein Belagerungskorps eingetheilt war. Der Oberbefehl über das dritte Armeekorps, bestehend aus 20,000 Württembergern, 18,000 Oesterreichern und 8,200 Hessen-Darmstädtern, wurde dem Kronprinzen von Württemberg als Feldmarschall übertragen. Längst hatte er durch seine Klugheit, entschlossene Kühnheit und Gewandtheit als Heerführer die Augen der Mächte auf sich gezogen. Bei den Soldaten aber stand er eben so sehr in Achtung als in Liebe wegen strenger Mannszucht neben hinreißender Leutseligkeit; daher

er auch immer nur schlechtweg der „Kronprinz" genannt wurde. Die hohe Stellung, die er jetzt bei der Armee einnahm, entsprach somit seinen Verdiensten.

Nachdem sich das dritte Armeekorps auf badischem Gebiete zwischen Schwetzingen und Ettlingen seit dem 28. Mai gesammelt hatte, überschritt es endlich am 23. und 24. Juni bei Germersheim den Rhein. Der Kronprinz ließ zuerst die Festung Landau einschließen und rückte mit der Hauptruppe, ohne daß ihm der zurückweichende Feind bedeutenden Widerstand geleistet hätte, über die Queich und Lauter vor; denn seine Aufgabe war, nach Weissenburg und Hagenau vorzurücken, um dann die Festung Straßburg berennen zu können. Auf diesem Zuge stieß er auf den französischen General Rapp, den Wrede durch seinen Uebergang über die Saar nach der obern Mosel und Maas aus seiner Stellung bei Weissenburg an der Lauter hinweg und gegen den Hagenauer Forst hin gedrängt hatte. Er kam mit ihm am 26. Juni bei Surburg und am 27. Juni bei dem Scheidehofe in lebhafte Gefechte, so daß sich Rapp genöthigt sah, Schutz in der ohnehin schwach besetzten Festung Straßburg zu suchen. Vorher aber wollte derselbe noch einen Kampf auf offenem Felde wagen, und führte dadurch am 28. Juni das Treffen bei Straßburg herbei. General Rapp hatte eine sehr vortheilhafte Stellung hinter dem Suffelbach gewählt, von dessen Steilufern aus er die vorliegende Ebene gegen Vendenheim zu durchaus beherrschte. Ein allgemeiner, ungesäumter Angriff aber, der von sämmtlichen Truppen des dritten Armeekorps mit der rühmlichsten Entschlossenheit und Tapferkeit ausgeführt wurde, führte den glänzendsten Erfolg herbei. Der Kronprinz vertheilte seine Truppen nach seiner bewährten Meisterschaft im Kriegswesen auf das Zweckmäßigste. Den Angriff auf den linken Flügel übertrug er dem Prinzen von Hessen-Homburg, welcher mit der hessischen Infanterie-Divission die Dörfer Lampertsheim und Mundolsheim nehmen sollte. Zu gleicher Zeit aber sollte auch der Feldmarschall-Lieutenant von Palombini mit dem Husaren-Regimente Kronprinz nebst einer reitenden Batterie und einer österreichischen Infanterie-Brigade den linken Flügel des Feindes umgehen. Auf der Straße von Vendenheim gegen die Suffel zu wurde die württembergische Kavallerie-Division aufgestellt. Den Angriff des rechten Flügels dagegen übernahm der Gene-
n Franquemont mit dem württembergischen Fußvolk. — Um

zwei Uhr Nachmittags rückte der Prinz von Hessen-Homburg mit den hessischen Truppen in zwei Kolonnen gegen die Mundolsheimer Höhen heran, nachdem die Schützen der ersten hessischen Brigade das Dorf Lampertsheim und die dortigen Weinberge vom Feinde gesäubert hatten. Der Kampf war sehr hartnäckig; dennoch vermochte der Feind dem immer stärkern Andrange nicht länger zu widerstehen. Er zog sich fechtend zurück, und die Hessen besetzten das Dorf Mundolsheim. — Unterdessen war auch der Feldmarschall-Lieutenant von Kinsky an der Spitze des österreichischen Husaren-Regiments Kronprinz von Württemberg nach Oberhausbergen vorgedrungen, um der von Mundolsheim zurückweichenden französischen Infanterie den Rückzug abzuschneiden. Hier aber stieß er auf eine andere feindliche Kolonne, deren vorderste Reiterabtheilungen nach kurzem Kampfe bis unter die Kanonen von Straßburg zurückgeworfen wurden, worauf er bei Oberhausbergen Stellung nahm. — Etwas später rückte der General-Major von Hügel mit der württembergischen leichten Infanterie-Brigade gegen das Dorf Suffelweihersheim vor, führte das Korps, obgleich die Brücke abgebrochen war, keck über den Bach und eroberte das vom Feinde sehr stark besetzte Dorf, das er, wenn auch mit schwerem Verluste, nach vierstündigem Kampfe siegreich behauptete. — Gegen die Mitte der feindlichen Linie rückte auf der Straße von Vendenheim die österreichische Infanterie-Brigade Czollich mit der württembergischen Zwölfpfünderbatterie an der Spitze heran. In demselben Augenblicke sprengten auch die vor der Schlachtlinie blänkelnden Schützen der württembergischen Kavallerie über die Brücke und die Höhen hinan, wo sie in einem heftigen Angriffe fünf Kanonen erbeuteten; sie wurden aber in ihren weitern Eroberungen gehindert, weil zwei feindliche Dragoner-Regimenter und ein Regiment reitender Jäger der Batterie zu Hilfe herbei eilten. Da aber zog der Kronprinz unverweilt drei weitere Kavallerie-Regimenter heran, führte sie in eigener Person über die Brücke und warf in einem kräftigen Angriffe die feindliche Reiterei auf ihr Fußvolk zurück. Und damit war das Geschick des Tages entschieden. Denn als ein viertes Reiterregiment und die Infanterie gleichfalls auf das rechte Ufer der Suffel hinübergesetzt waren, zog sich General Rapp unter Zurücklassung zweier Stücke schweren Geschützes unter die Kanonen von Straßburg zurück. Auch an diesem Tage bewährte sich der Ruhm der württembergischen Truppen, den sie sich auf so vielen

3*

früheren Schlachtfeldern durch Kühnheit, Muth und unerschrockene Ausdauer erworben hatten. Allein es war auch dießmal der Preis dieses Ruhmes nicht unbedeutend, er kostete 4 todte und 22 verwundete Offiziere, und 68 todte, 719 verwundete und 114 vermißte Soldaten. Mit dem Treffen bei Straßburg waren indeß die Waffenthaten des dritten Armeekorps beendigt, und dieß um so mehr, als der ganze Feldzug durch die Schlacht bei Waterloo (18. Juni) bereits entschieden war. Dennoch führte der Kronprinz sein Korps, nachdem eine Abtheilung desselben zuvor noch einen erfolgreichen Angriff auf die kleine Festung Pfalzburg gemacht hatte, und nachdem es von dem zweiten Armeekorps in der Stellung von Straßburg am 5. Juli abgelöst worden war, in das Innere von Frankreich. Es überschritt daselbst die Vogesen, marschirte über Lüneville nach Bar an der Aube, wo es nach eingetretenem Waffenstillstande den Befehl erhielt, eine Stellung an dem Flusse Armaçon, zwischen Tonnère und Montbrand, zu nehmen. Nach kurzem Verweilen aber setzte es sich wieder in Bewegung, um Standquartiere in dem Departement de la Vivière zu beziehen, in welchen die württembergischen Truppen bis zum 16. October verharrten. Der Kronprinz verließ das Korps schon bei Troyes und eilte nach Paris, wo am 7. Juni die Truppen der Verbündeten zum zweiten Male als Sieger in würdevoller Ruhe ihren feierlichen Einzug gehalten hatten. Nachdem nun aber die verbündeten Monarchen Napoleon auf die Insel St. Helena geschickt und mit Frankreich den zweiten Pariser Frieden abgeschlossen hatten, erhielten auch die württembergischen Truppen den Befehl, die Heimkehr in's Vaterland anzutreten, dessen Grenzen ihr Vortrab am 16. November erreichte. Jedoch blieben dießmal von ihnen 4 Kavallerie- und 3 Infanterie-Regimenter bei der Occupations-Armee in Frankreich stehen, wo sie die Umgegend von Weissenburg bis in's Jahr 1818 besetzt hielten. Zum Gedächtnisse dieses Feldzugs aber, welcher Württemberg an den von Frankreich zu leistenden Entschädigungs- und Contributions-Geldern einen Gewinn von 5,247,284 Gulden brachte, stiftete der König Friedrich ein Ehrenzeichen für die Offiziere und Soldaten, welche an demselben Theil genommen hatten. Zwar hatte in diesem nur kurz dauernden Feldzuge der Kronprinz weniger Gelegenheit, entscheidende Schläge für das Ganze auszuführen; dennoch blieb ihm ungeschmälert das Verdienst, als selbstständiger Feldherr gehandelt und einen der bewährtesten

französischen Heerführer besiegt zu haben. Aber es folgte ihm auch von Seiten der verbündeten Fürsten die gebührende Achtung, sowie von Seiten seiner Soldaten und seines Volkes Liebe und Begeisterung. Sein Heldenruhm war in Europa gegründet; und der Held war es auch würdig, daß ihm als Preis noch ein weiterer, ganz eigenthümlicher Lorbeerkranz gereicht wurde.

In den Feldzügen von 1812 an sah man nicht selten in dem Hauptquartiere des Kaisers Alexander eine Frau, die sich nicht minder auszeichnete durch ihre Schönheit und weiblichen Tugenden, als durch Geistesgröße und fast männliche Besonnenheit und Entschlossenheit. Diese Frau begleitete den Kaiser nach Paris, nach London und nach Wien, und man wußte, daß sie auf die weltbeherrschenden Entschließungen des Kaisers, besonders aber auf die unerschütterliche Festigkeit und den Eifer, womit er den Sturz der Napoleon'schen Herrschaft betrieb und endlich glücklich durchsetzte, einen sehr gewichtigen Einfluß hatte. Diese Frau war die Schwester des Kaisers, Catharina Paulowna, Großfürstin von Rußland, geboren den 23. Mai 1788, seit dem 27. Dezember 1812 Wittwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, dem sie zwei Kinder geboren hatte. Längst als eine der liebenswürdigsten und großartigsten Frauen des Jahrhunderts bewundert und verehrt; längst als eine Perle ihrer Familie sowohl, als der ganzen europäischen Fürstenwelt anerkannt und gefeiert, schlug sie mit edler Großmuth die glänzendsten Kronen aus, die ihr angeboten wurden; es kam nur auf ein Wort von ihr an, und sie theilte Napoleons Thron. — Aber unter den damaligen Fürstensöhnen waren auch nur wenige, die sich, wie Catharina, rühmen konnten, im Drange der Zeitverhältnisse eine unerschütterliche und fleckenlose Gesinnung bewahrt zu haben. Unter diesen Wenigen aber war Keiner, der den reinen Charakter nach Außen und in ruhmvollen Thaten dargelegt hätte, als der Kronprinz von Würtemberg. Einfach und bescheiden, wie er war, sank ihm der Lorbeer ungesucht um die Schläfe; die Welt pries ihn, ehe er an das Lob der Welt dachte. Nur ein solcher Charakter war geeignet, den innersten Quellpunkt der Empfindungen Catharinens zu treffen. — Schon im Jahre 1813 hatte der Kronprinz die wunderbare Frau in Deutschland kennen gelernt, und sie im Jahre 1814 in Paris wieder gesehen. Jetzt erst ward ihm klar, warum in der vor sieben Jahren ohne Zustimmung seines Herzens mit der Prinzessin Charlotte von Baiern geschlossenen

Ehe kein Segen für ihn lag. Er löste deßhalb die Verbindung wieder auf, folgte Catharinen nach London und nach Wien, und sah sich am 24. Januar 1816 in St. Petersburg derjenigen vermählt, welche ihm nicht nur eine treue Gattin, sondern dem Lande auch eine liebevolle Mutter wurde. Und im Mai desselben Jahres zog er hochbeglückt an der Seite Catharinens unter den reichsten Segenswünschen seines treuen Volkes in das von froher Hoffnung bewegte Vaterland ein.

Es ist schon gesagt worden, daß König Friedrich im Jahre 1814 gleichfalls zu dem Congresse nach Wien berufen wurde. Dort nahm er Platz unter den fünf deutschen Hauptmächten, in deren Rath Deutschlands Angelegenheiten geordnet werden sollten. Aber mit entschiedenem Widerwillen erklärte er sich gegen die Beschlüsse der Mehrzahl, kehrte am Ende des Jahres, noch ehe der Congreß seine Verhandlungen eingestellt hatte, in seine Staaten zurück, mit dem Vorsatze, denselben aus freien Stücken und ohne Zwang eine neue, zeitgemäße Verfassung zu geben. Er ließ seinem Volke bekannt machen: „daß er von dem Augenblicke an, in welchem gebieterische Verhältnisse die Staatsveränderungen von 1806 herbeigeführt, den Entschluß gefaßt habe, sobald ein dauerhafter Stand der Dinge eingetreten sein würde, dem Königreiche eine den Rechten der Einzelnen und den Bedürfnissen des Staates angemessene Verfassung und ständische Repräsentation zu geben, und daß er sich nun bewogen finde, seinem Volke diese ihm bestimmte Wohlthat nicht länger vorzuenthalten. — Er wolle dadurch einen Beweis geben, wie ihn das Interesse des Staates und der Wunsch geleitet habe, das Glück seines Volkes für die künftigen Generationen dauerhaft zu gründen. Jetzt sei der rechte Augenblick zur Ausführung dieses Entschlusses eingetreten und schon zur Entwerfung einer Verfassung geschritten worden, welche den ständischen Abgeordneten bei ihrer auf den 15. März 1815 festgesetzten Zusammenkunft übergeben, von ihnen beschworen, und dann in volle Ausübung gebracht werden sollte." Dieser freie Entschluß machte im Lande großes Aufsehen. Das Volk, die Beamten, ja selbst die ehemaligen Reichsfürsten und der alte Adel, die gleichfalls mannigfache Demüthigungen zu erfahren hatten, Alles, Alles athmete wieder frei auf, und schöpfte neue freudige Hoffnung für eine bessere Zukunft. Nur Wenige mochten es gewesen sein, welche nicht dem überaus bedrängnißvollen

Zustande Württembergs ein baldiges Ende herbeigewünscht haben mochten. Die Ständeversammlung wurde nun auf die bestimmte Zeit einberufen, und ihr die „neue Verfassung" mit einer feierlichen Anrede in einer goldenen Kapsel gedruckt vorgelegt. Allein wie sehr mußten die Stände staunen, als sie bei der Prüfung derselben in Erfahrung brachten, daß sie durchaus nicht so bearbeitet war, wie sie den anererbten Rechten des Volkes und dessen Erwartungen hätte entsprechen können; und wie sehr sah sich zugleich auch der König getäuscht, daß sie nicht mit Beifall aufgenommen wurde. Das zwar konnte man nicht läugnen, daß die neue Verfassung manches Gute enthielt; allein schon die Art ihrer Abfassung und so manche wesentliche Punkte in ihr machten, daß man sich zu dem Schlusse berechtigt glaubte, dem Könige sei damit nur darum zu thun gewesen, unter einer andern Form auf die bisherige Weise fortherrschen zu können. Kaum hatte er daher die Ständeversammlung verlassen, als die Abgeordneten des Volks die königliche Verfassung ohne weitere Untersuchung verwarfen und einstimmig die alte Verfassung, „das alte gute Recht," verlangten. Der hohe und niedere Adel, die höhere Geistlichkeit, ja selbst die Brüder des Königs stimmten in dieses Verlangen ein, und im ganzen Lande fand das Verfahren der Stände allgemeinen Beifall. Zahlreiche Bittschriften um Wiederherstellung der alten Verfassung liefen aus allen Theilen des Landes ein und unterstützten die Stände in ihrem Beginnen; selbst die Neu-Württemberger blieben nicht zurück. Der König aber und seine Räthe konnten nicht begreifen, wie man eine Verfassung verlangen könne, die offenbar an vielen Grundübeln leide, und durchaus nicht mehr für die Zeit passe. Schnell hätten sich daher die Verhandlungen wieder zerschlagen, wäre nicht der hochherzige Kronprinz als Vermittler zwischen Land und König getreten, was auch in der That um so nothwendiger war, als die Stimmung des Volkes immer schwieriger wurde. Zum ersten Male mußte jetzt der König die vielen Bedrückungen erfahren, welche ohne sein Wissen an dem Volke von seinen Günstlingen verübt wurden. Mit den stärksten Farben wurde ihm die bedrängnißvolle Lage des Landes geschildert, sowie ein Gemälde der Lasten und Leiden desselben vor Augen gelegt und um dringende Abhilfe gebeten. Der König gab nun, was die neue Verfassung betraf, in Einigem nach, stellte auch aus freien Stücken etliche Beschwerden ab und ernannte am 23. April Bevollmächtigte, welche mit den Abgeordneten der Ständeversammlung verhandeln sollten. Da

aber diese Verhandlungen zu keinem bestimmten Ziele führten, so löste der König am 28. Julius die Ständeversammlung auf, und erließ am 5. August ein Manifest, worin er die in der königlichen Verfassung dem Lande eingeräumten Freiheiten bestätigte und zugleich das Betragen der Regierung rechtfertigte. Dieses Manifest aber that nicht nur nicht die gehoffte Wirkung, sondern gab vielmehr der Regierung die deutlichsten Beweise an die Hand von der herrschenden Stimmung im Lande. Der König sah sich deßhalb genöthigt, die Stände auf's Neue einzuberufen. Am 16. Oktober 1815 eröffneten die königlichen Bevollmächtigten die Sitzung mit der Erklärung, daß der König bereit sei, von der alten Verfassung alles Das beizubehalten, was nur immer mit den gegenwärtigen Zeitumständen vereinbar sei. Die Stände nahmen nun zwar diese Erklärung mit freudigem Danke auf, konnten aber ihren Sinn nicht gehörig fassen, sondern legten sie ganz anders aus, als der König sie gemeint hatte, und man kam auch jetzt in der Vergleichung nicht weiter. Nun erschien am 18. November ein Rescript, worin der König seinen unabänderlichen Willen ausgesprochen hatte, daß er, wenn die Stände nicht auf einen, für das ganze Reich gemeinsamen Verfassungsvertrag eingehen wollten, dem alten Lande seine frühere Verfassung geben, in den neuen Landen aber eine auf wahrhafte Nationalrepräsentation gegründete, die frühern Rechtsverhältnisse berücksichtigende Verfassung einführen werde. Zugleich waren in einer Beilage des Rescripts vierzehn, von dem Freiherrn von Wangenheim verfaßte Fundamentalartikel aufgestellt, die bei den Unterhandlungen zur Grundlage dienen sollten. In diesen Artikeln war den Ständen namentlich versprochen: „Theilnahme an der Gesetzgebung, Selbstrevision der seit 1806 erlassenen Gesetze, Steuerverwilligung, Einwilligung zu Schuldenaufnahmen, eine unabhängige Schuldenzahlungskasse, das Recht, Staatsdiener anzuklagen, Herstellung des Kirchenguts, Erhaltung des Kammerguts, Einführung einer Civilliste, Unabhängigkeit der Justiz, Auswanderungsfreiheit, Gleichheit Aller vor dem Gesetze und Regulirung der Rechte des Adels.“ Nun erst fiengen die Stände an, ihren starren Sinn zu brechen; sie machten sich frei von der Gewalt ihrer Stimmführer und übergaben dem Könige eine schlichte, ungehässige Addresse, worin sie ihre Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen anzeigten. Diese begannen auch wirklich am 4. Dezember und schienen unter Wangenheims Leitung einen raschen und glücklichen Fortschritt nehmen zu

wollen. Allein so schnell als man es erwartete, gieng es denn doch nicht. Das gute Vernehmen zwischen König und Ständen wurde zu verschiedenen Zeiten wieder gestört, namentlich auch, weil letztere die Bestimmungen der ältern Verfassung so viel als möglich beibehalten wissen wollten. Dennoch war der ständische Entwurf am 17. September 1816 vollendet und sollte nun nach und nach zur Berathung kommen. Da aber gab ein unerwarteter Schlag der ganzen Sache mit einem Male eine andere Wendung. König Friedrich, der, kaum vorher von einer leichten Unpäßlichkeit wieder genesen, am 24. Oktober in vollem Gefühle der Gesundheit nach Cannstatt ausgefahren war und Abends einem Concerte der bewunderten Sängerin Catalani beigewohnt hatte, ward am folgenden Tage von einem heftigen Brustkrampfe befallen, der so stark und hartnäckig wiederkehrte, daß man das Eintreten einer Lungenlähmung nicht mehr bezweifeln konnte. Von nun an war die Krankheit meist ein schmerzloser Schlummer, von lichten Augenblicken unterbrochen, in welchen er sodann mit vollem Bewußtsein über Familienangelegenheiten, namentlich mit wärmster Theilnahme von der nahen Entbindung Catharinens, seiner unermüdlichen Pflegerin, sprach. Am 30. October aber, Morgens halb 2 Uhr, brach seine Lebenskraft zusammen. Langsam fiel die majestätische Eiche, an der sich so viele innere und äußere Stürme gebrochen hatten. Und als er nun vollendet hatte, — es war sieben Tage vor seiner 62sten Geburtstagsfeier — schien ein heiterer Ausdruck die Züge seines Gesichtes zu verklären. Seine irdische Hülle fand ihre Ruhestätte in der Gruft zu Ludwigsburg an der Seite seiner Mutter. — König Friedrich, an Geist und Bildung der erste unter den Fürsten, die je in Württemberg geherrscht, hat sich durch die Würde und die Macht, zu welcher er das Vaterland in jenen stürmischen und verhängnißvollen Zeiten emporgehoben, ein ewigbleibendes Denkmal gestiftet. Er war der rechte Mann, den Württemberg in eben diesen Zeiten nöthig hatte, um seine Selbstständigkeit zu behaupten. Für den Thronfolger aber und seine hochherzige Gemahlin mußten es ernste und heilige Empfindungen sein, die ihre reinen Seelen durchbebten, als sie vor dem Sterbebette eines solchen Vaters knieten. Sie sollten ja die Erben sein des Geistes und der Kraft des Entschlafenen und zugleich die guten Engel bleiben, denen es vergönnt wäre, so Manches seines vielbewegten Lebens auszugleichen und die Herzen mit seinen Schöpfungen zu versöhnen. — Wie aber

nicht selten in schwüler Gewitternacht ein hoffnungsvoller Stern seine Strahlen durch die geöffneten Wolken fallen und in dem Herzen des geängstigten Wanderers wieder Ruhe einkehren läßt, so war es eine gute Vorbedeutung, daß dem gebeugten und in diesen ernsten Augenblicken so tief ergriffenen Thronfolger wenige Stunden nach dem Hinscheiden des Vaters das erste Pfand seiner ehelichen Liebe, ein holdes, harmlos in die Gewitterschwüle der ernsten Zeit hinauslächelndes Mädchen entgegengetragen wurde. Es war die Prinzessin Marie.

Zweites Kapitel.

König Wilhelm I.

Ja! Mitten in der wildverworrnen Zeit
Entsteht ein Fürst, vom eig'nen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr Alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

Uhland.

Nach dem Tode seines Vaters bestieg **Wilhelm I.** den Thron seiner Väter, von der Vorsehung dazu bestimmt, in der Geschichte seines Landes eine neue Zeit zu beginnen. Seinem Vater war es nicht mehr gegönnt, seinen Schöpfungen die Krone aufzusetzen, nicht mehr durfte er die Rechtfertigung seines ganzen Lebens in dem letzten schönsten Geschäfte der Verfassungsangelegenheiten vollenden. Das große, schwere, weitumfassende Geschäft, die Organisation Württembergs als eines Staates, zu Ende zu bringen, und durch die Verabschiedung einer Verfassung derselben die Krone aufzusetzen, das Alles war dem Sohne aufbehalten.

Noch am Tage seiner Thronbesteigung erließ der König ein Manifest, in welchem er seinem Volke erklärte: „Die Wohlfahrt und das

Glück der ihm anvertrauten Unterthanen werde das einzige Ziel seiner Bemühungen, und es werde sein erstes Bestreben sein, die Erreichung dieses hohen Zweckes durch eine, dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen seines Volkes entsprechende und seinen Wohlstand erhöhende Verfassung sicher zu stellen (30. October 1816.)." Diese wahrhaft königlichen Worte klangen in Aller Herzen wieder; der Württemberger athmete nach so langem Drucke wieder frei auf; aber sie fanden auch in den Verfügungen und Anstalten, mit welchen der König begann, die erfreulichste Erfüllung. Von Stund an wurde Alles entfernt, was der früheren Willkür zur Stütze gedient hatte. Doch ehrte der König dabei mit schonender Pietät das Andenken seines Vaters. Er war weit entfernt, irgend einen früheren Mißbrauch des Einflusses zu rächen; vielmehr entfernte er die Urheber in aller Stille, ohne der öffentlichen Verachtung noch eine weitere Strafe hinzuzufügen. Zugleich begnadigte er eine Menge Militär= und Civilsträflinge ganz oder theilweise, von welchen er glaubte, daß sie unter dem Drucke einer unlautern Justiz geseufzt hatten. In allen Zweigen der Verwaltung wurde die aufgeblasene Beamtenherrschaft zur Ordnung und zur Demuth zurückgewiesen, da es sich jetzt von oben herab nur um strenge Rechtlichkeit und um humane Milde handelte. Vor Allem wurde das unselige Schreibereiwesen, das zu so vielen Klagen und Beschwerden Anlaß gegeben hatte, einer Beschränkung unterworfen. Das Postgeheimniß wurde wieder hergestellt, der Postzwang aufgehoben und das Botenwesen freigegeben. Die geheime Polizei wurde mit der Wurzel ausgerissen. Die drückenden Beschwerden wegen des Wildschadens wurden mit Ernst abgestellt und ein strenger Befehl zur gänzlichen Ausrottung des Schwarzwildes und zur Verminderung des übrigen Wildstandes gegeben. Ebenso wurde für die Erleichterung der Zoll= und Acciseabgaben gesorgt, die Strenge der militärischen Disciplinargesetze, sowie das lästige Stempelgesetz um ein Gutes gemildert. Solche und noch viele andere Verfügungen waren geeignet, in kurzer Zeit jeden Schatten von früherer Despotie verschwinden zu machen. An die Stelle der Furcht trat nun wieder das Vertrauen, und der belebende Athem froher Hoffnungen weckte überall neuen Muth und neue Kräfte. Der schroffe Abstand, der bisher den Regenten von seinem Volke getrennt hatte, war nun nicht mehr zu sehen. Schon das erste Manifest trug den einfachen Titel an der Spitze „König von Württemberg", während sich Friedrich in der Auf=

zählung einer Menge von Würden gefallen hat. *) Das Oberhofmarschallamt wurde aufgehoben, und der ganze Hofstaat einem Kollegium untergeordnet. Zugleich wurde den Hofbeamten und den Dienern die Bürgschaft gegeben, daß sie nicht mehr ohne gerichtliches Verfahren von ihren Stellen entlassen werden könnten. Der übertriebene Prunk der vormaligen Hofhaltung wurde mit einer edlen, geschmackvollen Einfachheit vertauscht. Auch verloren sich aus den Berichten der Beamten und sonstigen Eingaben an den König die bisherigen knechtischen Formen und Ausdrücke, wofür eine freiere Fassung derselben angeordnet wurde. Was aber dem Könige noch am meisten die Herzen seiner Unterthanen gewann, das war die Einräumung der Befugniß, daß ein Jeder, wer er auch sein mochte, seine Bitten und Wünsche ihm persönlich vortragen dürfe. Dadurch wurde der König in den Stand gesetzt, so mancher, von den Unterthanen bisher erduldeten Ungerechtigkeit abzuhelfen. Endlich stellte sich der König, mitten unter der Aufregung, die der Verfassungsstreit verursacht hatte, auf's Edelmüthigste noch dadurch bloß, daß er in einem Rescript vom 30. Januar 1817 die Preßfreiheit einführte.

Wenn nun aber auch der König in den bürgerlichen Verhältnissen viel zu helfen und zu verbessern fand, so bot sich ihm doch gleich beim Anfange seiner Regierung ein anderer Gegenstand dar, der seine ganze Regentensorge in Anspruch nahm. Es war dieß die in Folge allgemeinen Mißwachses über einen großen Theil von Europa verbreitete Hungersnoth von 1816 auf 1817. Verzweifelnd sah das arme, durch den Druck vorangegangener Kriegszeiten ausgesogene Volk diesem Mißwachse zu, der es dem Reichen nur mit ungeheuren Kosten gestattete, seine nächsten Bedürfnisse zu befriedigen, den Armen aber rettungslos zum Hungertode zu verdammen schien. Die Kornpreise wurden bald unerschwinglich und der Wucher trieb sie noch mehr in die Höhe. Am stärksten war die Plage im Frühjahre von 1817, wo das

*) Friedrichs Titel war: Friedrich von Gottes Gnaden König von Württemberg, souveräner Herzog in Schwaben und von Teck, Herzog zu Hohenlohe, Landgraf zu Tübingen und Nellenburg, Fürst von Ellwangen, Zwiefalten, Buchau, Waldburg, Aulendorf und Ochsenhausen, Graf zu Gröningen, Limpurg, Biberach, Schelklingen, Egloffs und Heppach, Herr zu Altdorf, Heidenheim, Justingen, der Donaustädte, Rottweil, Heilbronn, Hall, Wickenstadt, Wiblingen, Adelmannsfelden ꝛc. ꝛc.

Verhältniß des Bedarfs zu den Vorräthen als gänzlich aufgelöst erschien. Es gab Gegenden im Lande, wo der Scheffel Kernen nahe an 100 und das Simri Kartoffeln 4 Gulden kostete; ein Pfund feines Mehl war theurer, als ein Pfund Zucker. Zudem steigerten sich im Verhältnisse des Getreides auch mehr oder weniger die Preise der übrigen Lebensmittel. Das Vieh wurde in Folge des schlechten Futters abgemagert oder krank. Der Wein war gleichfalls mißrathen, und Obst wurde nur weniges gesehen. Es war eine jämmerliche Noth im Lande; die Armen haschten nach Kleie und Mehlstaub, um das elende Leben zu fristen. Man kochte Gras, Wurzeln und Heu zu kraftlosen Suppen. Stroh und Sägespähne sah man mahlen, und Pferde schlachten. In den Städten und Dörfern wandelten die Menschen wie Leichen umher und unter ihnen Haufen von Kindern, die nach Brod schrien. Der Hunger und die unnatürliche Nahrung erregte bei Vielen kümmerliches Siechthum, bei Andern Ausbrüche von Wahnsinn. Die Verzweiflung hielt sich nicht mehr durch die Gesetze gebunden, die zum Schutze des fremden Eigenthums gegeben sind. Es kam auch damals vor, daß ein Weingärtner, der in seinem ganzen Weinberge nur einen einzigen Rebstock noch unversehrt fand, diesen herausriß und unter wildem Hohnlachen gen Himmel schleuderte, mit den Worten: „Nimm' den auch vollends!" — Wie hätte menschliche Macht solche große Noth zu entfernen vermocht! Was aber der König und seine Gemahlin nur irgend vermochten, um sie zu erleichtern, ward von ihnen versucht. Die Ausfuhrzölle auf Getreide und andere Lebensmittel wurden erhöht, das Branntweinbrennen aus Kartoffeln verboten; für den Verbrauch von Früchten höchste Preise bestimmt, um dem Wucher Schranken zu setzen; aus dem Auslande wurden mit einem Aufwande von mehr denn 3 Millionen Gulden über 75,000 Scheffel Getreide herbeigeschafft; man verkaufte die auf den Nothfall aufgesparten Vorräthe auf den Speichern in herabgesetzten Preisen; auch sorgte man für die Bestellung der Saatfelder, und für den Unterhalt der bedürftigsten Gemeinden und der gering besoldeten Staatsdiener und Schullehrer. Besonders thätig war bei der Milderung des Elendes der Armen die Königin Catharina. Es bildeten sich unter ihrer Leitung in allen Theilen des Königreichs Vereine thätiger Menschenfreunde, die den Nothleidenden durch Unterstützungen aller Art, durch Speiseanstalten und dargebotene Beschäftigungen hilfreich wurden, und deren Wirksamkeit unter der Oberaufsicht eines Central-

wohlthätigkeitvereins stand, der am 7. Januar 1817 in's Leben trat. In einem öffentlichen Aufrufe hatte sich die Königin an alle gleichgesinnten Herzen im Lande, vorzüglich aber an die Frauen gewandt. Und ihr Vertrauen betrog sie nicht. In allen Theilen des Landes drängten sich die Edelsten und Besten in begeistertem Wetteifer zu ihrem Paniere herbei, um in Gemeinschaft mit ihr die immer mehr wachsende Noth der Armen zu lindern. Die königliche Frau selbst verschmähte es nicht, den Weg vom Palaste in die finstern Hütten der Armuth zu nehmen. Und Tausende von Frauen und Jungfrauen, ergriffen von dem herrlichen Beispiele, eilten eben dahin, um die Hungernden zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Kranken zu pflegen, den Verwaisten Obdach und Erziehung zu verschaffen. So ward die schreckliche Noth einigermaßen gemildert und endlich überwunden. Mit lautem Danke gegen Gott zog das Volk den bekränzten Wägen entgegen, auf denen die ersten Früchte der neuen segensreichen Erndte von 1817 in Städte und Dörfer eingeführt wurden.

Nachdem der König, wie wir oben hörten, gleich in der ersten Zeit seiner Regierung alle Mißbräuche der vorigen Regierung abgeschafft hatte, so lenkte er nun seine Aufmerksamkeit und volle Thätigkeit auch auf neue Schöpfungen im Staate, und der Weg, den er dabei einschlug, war abermals geeignet, ihm die Herzen seiner Unterthanen zuzuwenden. Er begann nämlich seine neuen Einrichtungen zuerst in der höchsten Sphäre der Staatsverwaltung und schritt stufenweise herab bis zu dem Gemeindeverband. Vor Allem löste er die prunkende Einrichtung eines Staatsministeriums und eines Staatsraths auf und setzte wieder einen Geheimerath als oberste Landesbehörde ein. Sodann errichtete er sechs Departements, für die Justiz, für das Auswärtige, für das Kriegswesen, für die Finanzen, für die innern Angelegenheiten und für das Kirchen- und Schulwesen; die beiden letztern wurden jedoch später unter Einem Minister vereinigt. Durch eine weitere Verordnung wurden für die Justiz, für die Regierungsangelegenheiten und für die Finanzen besondere Provinzialkollegien errichtet, und zu diesem Zwecke das Königreich in vier Kreise eingetheilt. — Nun kam die Reihe an die Oberamtsbezirke. Hier wurde gleichfalls die Justiz von dem Administrativen getrennt, und jene den Oberamtsrichtern, ihren Actuaren und Beisitzern, sowie den Gerichtsnotaren, dieses dagegen den Oberamtleuten zugetheilt. — Sein Hauptaugenmerk aber richtete der König

auf die Vervollkommnung des Gemeindeverbands, der fast ganz neu zu schaffen war, da die Gemeindeverfassung unter dem Drucke der vorigen Regierung sich fast zu einem Nichts herabgebracht gesehen hatte. Nachdem die Gemeinden, sowie das Oekonomie- und Rechnungswesen sämmtlicher öffentlichen Körperschaften unter die Oberaufsicht des Staates, und zwar zunächst unter die Oberamtleute gestellt worden war, so wurde nun den Gemeinden die Selbstverwaltung ihres Vermögens, die Wahl ihrer Behörde und die Ortspolizei in größerer Ausdehnung, als vorher, zugetheilt. In den Oberamtsstädten wurden Stadtschultheißen als Ortsvorsteher aufgestellt; die Stiftungsverwaltungen giengen in Stiftungsräthe unter dem gemeinschaftlichen Vorsitze des ersten Ortsgeistlichen und ersten weltlichen Ortsvorstehers über. Zugleich erhielten die Gemeinden das alte immer werth gehaltene Institut der Gemeindedeputirten wesentlich verbessert wieder zurück. — Vor Allem aber richtete der König seine Aufmerksamkeit auf die endliche Befreiung des Grundes und Bodens, sowie auf die Vertilgung aller Spuren der Knechtschaft. Zu dem Ende erklärte er alle Lasten, welche aus der Leibeigenschaft oder Lehenbarkeit hervorgiengen, für aufgehoben oder für ablösbar. Zugleich ließ er eine Menge anderer drückenden Abgaben, z. B. die Stammmiethe, den Gestütsbeitrag, die Stallkassengelder, die Hundstaxe, die Accise von den Viehwaiden, Viktualien, Feld- und Gartenfrüchten und Marktwaaren ꝛc. aufhören. Ferner wurden die persönliche Leibeigenschaft aufgehoben, die Falllehen in freies Eigenthum, die erblichen aber in Zinsgüter verwandelt. Ebenso erklärte er die geringern Grundabgaben, als Laudemien, Theilgebühren, Frohnen und Frohngelder ꝛc. für ablösbar. Mit dieser Freiheit im Innern wurde zugleich dem Volke auch die völlige Auswanderungsfreiheit zurückgegeben und die Abzugs- und Nachsteuerfreiheit hergestellt. Nicht minder war der König für die Emporbringung des Handels und der Gewerbsindustrie besorgt. Er hob, wie schon oben gesagt wurde, den drückenden Postzwang auf, schaffte die Zölle und Accise theils ganz ab, theils machte er sie bedeutend leichter. Zur Emporbringung der Neckarschifffahrt wurde ein Kanal bei Heilbronn erbaut, und so noch Manches gethan, was dem Handel und dem Verkehre die drückenden Fesseln abnahm. Und da der König sah, daß das Land nicht mit der wissenschaftlichen Fortbildung der Landwirthschaft vorangeschritten war, daß viele nützliche Kulturen noch ganz fehlen, daß manche Produkte in Gegenden erzwungen

werden, wohin sie nicht gehören, daß manche Strecken des Landes noch unangebaut waren, daß verödete Waldflächen und Waiden den Wohlstand des Bürgers hemmen, vor Allem aber, daß es dem Staate noch an einem gebildeten Pächterstand fehle; so errichtete er zu diesem Behufe eine Bildungsanstalt für Landwirthe und stiftete einen Verein zur Belehrung und Verbreitung der landwirthschaftlichen Industrie. An die Spitze dieses Vereins stellten sich der König und die Königin selbst. — Zur Aufmunterung der vaterländischen Oekonomen wurde ferner eine jährliche Preisaussetzung für die besten Erzeugnisse der Viehzucht und die Verbindung der Preisvertheilung mit einem Volksfeste, Wettrennen, Schifferstechen ꝛc. angeordnet. Ebenso wurden von dem landwirthschaftlichen Verein alljährlich Preise für Maschinen und chemische Erfindungen zu gemeinnützigem landwirthschaftlichen oder technischen Gebrauche, sowie für die Einführung und Verbreitung neuer Kulturen ausgesetzt. Um aber diesem ganzen Streben eine dauerhafte Grundlage zu geben, bestimmte der König die Domäne Hohenheim zu Errichtung eines landwirthschaftlichen Instituts, in welchem nicht nur In- und Ausländer theoretisch und praktisch zu Landwirthen ausgebildet, sondern zugleich auch die wichtigsten landwirthschaftlichen Versuche angestellt werden. Bald empfand das Land einen höchst wohlthätigen Einfluß dieser herrlichen Einrichtungen: öde Strecken wurden angebaut, Handelsgewächse angepflanzt, der Weinbau verbessert, die Viehzucht veredelt und in Folge der veredelten Schafzucht in verschiedenen Gegenden des Landes Wollmärkte eröffnet. — Nicht mindere Sorgfalt verwendete der König auf verbesserte Einrichtungen des Militär-, des Kirchen- und des Schulwesens. In allen Theilen des Staatshaushaltes entstanden neue Gebilde, die deutlich und laut Zeugniß gaben, daß der König das innere und das äußere Wohl seiner Unterthanen fest vor Augen habe. Vor Allem nahm das katholische Kirchenwesen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er fügte die katholische Kirche als ein Glied in den ganzen Organismus des Staates ein und brachte sie in eine mit den Grundsätzen der allgemeinen Staatsverwaltung übereinstimmende Einheit. Er eröffnete zu diesem Zwecke Unterhandlungen mit dem Papste, welche er mit so vieler Schonung als nachdrücklicher Festigkeit leitete, daß sie später zu den erfreulichsten Resultaten führten. In Beziehung auf die Verhältnisse der katholischen und der evangelischen Kirchen zu einander zeigte sich der König so tolerant als nur möglich.

Die Landesuniversität wurde nicht nur mit einer katholisch-theologischen, sondern auch mit einer staatswirthschaftlichen Facultät vermehrt. Zugleich gab der König der Universität die Rechte wieder zurück, welche ihr von seinem Vater entzogen worden waren. Auch stellte er die vier niedern protestantischen Seminarien wieder her, und sorgte überhaupt mit väterlicher Liebe auch für die niedern Bildungskreise.

Es ist nicht möglich, alles Das mit wenigen Worten zu sagen, was der geliebte König gleich im Anfange seiner Regierung für das Wohl seines Volkes und des Vaterlandes gethan hat. Die Umwandlungen, die er vornahm, und die vielen neuen Schöpfungen, die er in's Leben rief, gaben dem ganzen Staate bald ein völlig neues Aussehen. Dennoch aber blieb seiner rastlosen Thätigkeit bei Weitem noch das größte, schwerste und wichtigste Werk zu vollenden übrig, es war dieß die endliche Verabschiedung der versprochenen Landesverfassung, mit der schon sein Vater, wie wir oben gehört haben, den Anfang gemacht hatte. Bevor er jedoch das Land mit dieser neuen Schöpfung beglücken konnte, traf ihn im Kreise seiner theuren Familie der härteste Schlag. — Die Königin Catharina hatte noch im Herbste 1818 die Freude, ihre Mutter, und gegen das Ende des Jahres auch ihre beiden Brüder bei sich zu sehen, denen sie, vom Volke umjubelt, ihre herrlichen Werke zeigte. Am 9. Januar 1819 aber warf sich plötzlich eine Gesichtsrose auf das Gehirn, und, ehe noch die Mehrzahl der Einwohner Stuttgarts von einer Unpäßlichkeit der Königin wußte, hatte ein Schlag ihrem edlen Leben ein Ende gemacht. Ein damaliger Redner sagte: „Nachdem sie Großes für die Welt verrichtet, nachdem sie Saaten, welchen nie eine reiche Erndte fehlen wird, ausgestreut hatte, eine glückliche und hochgeliebte Gattin, von blühenden Kindern umgeben, beinahe in den Armen der verehrten Mutter, der geliebten Brüder, gieng sie in der Kraft und Blüthe ihres Lebens, ohne Krankheit und die Leiden des Todes, geehrt und hochgefeiert von aller Welt, unsterblich in der Geschichte, hinüber in's Land der Unsterblichen. So sterben, ist schön sterben. So stirbt ein Liebling der Gottheit." Wer vermag es, den Schmerz zu beschreiben, der das zärtlich liebende Herz des im Besitze der trefflichsten Gattin so hochbeglückten Königs betroffen hat! — Nur Eines war es, das den beinahe vernichteten Herrscher aufzurichten vermochte, das Bewußtsein nämlich, daß mit ihm sein ganzes Volk um die verlorne Mutter weine. — Catharina hinterließ dem Könige zwei Kinder,

die am Todestage ihres Großvaters zur Welt geborne Prinzessin Marie, und die am 17. Juni 1818 geborne Prinzessin Sophie, welche bestimmt war, in Gestalt und Zügen das Bild der herrlichen Mutter zu wiederholen. Seiner entschlafenen Gemahlin aber setzte der König ein Denkmal, auf dem Hügel erbaut, der einst das Stammschloß seiner Väter getragen hatte. Denn der Gründer eines neuen Württembergs hatte wohl das Recht, das Denkmal einer untergegangenen Zeit in ein Heiligthum der Liebe und der Verehrung zu verwandeln.

Vertrag! — —
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Uhland.

Die Erklärung, welche der König dem Volke bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte: „daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, die Wohlfahrt des Landes durch eine dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen des Volks entsprechende und eine den Wohlstand erhöhende Verfassung sicher zu stellen," wiederholte er nun auch mit einigen weitern Zusätzen den Landständen, welche nach seines Vaters Tode vertagt wurden. Um diese Worte nun aber auch zur That zu machen, ließ der König unterdessen durch Wangenheim einen umfangreichen Verfassungsentwurf ausarbeiten, dessen leitender Grundsatz Redlichkeit, deren Charakter aber Oeffentlichkeit sein sollte. Dieser königliche Entwurf war sehr geeignet, die Gemüther zu versöhnen und die unbefangen Prüfenden zu beruhigen. Um so zuversichtlicher konnte der König die seit dem Dezember vorigen Jahres vertagten Stände auf den 3. März 1817 wieder einberufen und ihnen das neue Verfassungswerk zur Prüfung vorlegen. Ueber mehrere Punkte kam man auch wirklich ohne Schwierigkeit und schnell überein; allein die Bestimmung, daß zu Gültigkeit eines ständischen Ausschusses beziehungsweise Stimmenmehrheit hinreichend sein sollte, gab Anlaß zu heftigen Debatten, und der Streit wurde endlich so ernstlich, daß, als am 30. April die Stände über einen königlichen Erlaß in dieser Sache berathschlagten, in Stuttgart eine große Aufre-

gung entstand. Bald zwar verschwand diese wieder, hinterließ aber eine leidige Spannung, die den Fortgang der ständischen Verhandlungen erschwerte. Da erließ der König am 26. Mai folgende Erklärung an die Stände: „Er sei überzeugt, daß bei der bisherigen Behandlungsweise das gewünschte Ziel der Unterhandlungen entweder nie, oder doch viel später erreicht werden würde, als es mit dem Interesse der Regierung und des Volkes vereinbar sei; es sei aber hohe Zeit, dem gegenwärtigen Zustande der Unsicherheit, Verwirrung und Spannung ein Ende zu machen. Die Ansicht, welche die Rechte des Regenten und des Volkes einander feindselig gegenüberstelle, und in der Beeinträchtigung des einen Theils den Vortheil des andern sehe, sei ihm eben so fremd, als verhaßt; denn nur aus einer richtigen Zusammenstellung der beiderseitigen Rechte und aus einer wechselseitigen Achtung derselben könne das wahre Wohl beider Theile hervorgehen. Er gebe daher auch seinem geliebten Volke die, ihm heilsam für dasselbe und vereinbar mit dem Rechte der Krone dünkenden, Rechte sogleich, weil er sie gerne gebe; niemals aber werde er sich durch irgend ein äußeres Motiv bestimmen lassen, solchen Forderungen nachzugeben, wodurch er die Rechte der Krone und eben dadurch auch mittelbar das Interesse des Volkes für gefährdet achten müsse... Die Ständeversammlung soll also innerhalb acht Tagen sich bestimmt erklären, ob sie den mitgetheilten Entwurf mit den beschlossenen Veränderungen anerkennen wolle, oder nicht? Sollte sie den Entwurf verwerfen, so müsse er, wiewohl höchst ungern, die Hoffnung aufgeben, dermalen auf dem Wege des Vertrags eine Verfassung zu Stande zu bringen, und er werde daher, so lange das Volk ihn nicht freiwillig und auf dem gesetzlichen Wege um Einführung des vorliegenden Entwurfs bitte, abwarten, welche Grundsätze in jener Hinsicht von den deutschen Bundesstaaten allgemein würden angenommen werden. Einstweilen aber werde er das Volk in den Genuß derjenigen Rechte setzen, welche ihm der Verfassungsentwurf zusichere, sofern sie sich nicht auf die Repräsentation beziehen, und er selbst werde die darin ausgesprochenen Regierungsgrundsätze beobachten und befolgen lassen, indem dieselben das reine Ergebniß seiner Ueberzeugung und der Liebe zu seinem Volke seien."

Dieser durchgreifende Schritt, so edel und so großmüthig auch in dem Rescripte der persönliche Charakter des Königs sich aussprach, erregte dennoch bei der Ständeversammlung große Bestürzung. Die große

Mehrzahl der Stände wäre sogleich geneigt gewesen, den verbesserten Entwurf anzunehmen, wenn es sich nur um eine Verfassung für die Zeit der gegenwärtigen Regierung gehandelt hätte; aber die Aussicht für die Zukunft schreckte, und die Bedenklichkeit, daß der Grundsatz der Vereinbarung offenbar auf's Spiel gesetzt war, konnte nicht überwunden werden. Dazu war die gegebene Frist doch allzu kurz und ließ zu keiner ruhigen Erwägung Raum. Dessenungeachtet wurde am 2. Junius über den königlichen Verfassungsentwurf abgestimmt und mit 67 gegen 42 Stimmen beschlossen, daß die Ständeversammlung denselben, so wie er vorliege, nicht anzunehmen vermögend sei. Damit schien eine mehr denn zweijährige Arbeit umsonst gewesen, König und Volk in seinen liebsten und heiligsten Hoffnungen betrogen zu sein. Doch sprach die Ständeversammlung den Wunsch aus, daß die Verhandlungen durch eine gemeinschaftliche Kommission fortgesetzt werden möchten, um die letzte Hand noch an die Berichtigung und Vervollständigung des zu erneuernden Verfassungsvertrags zu legen.

Wenn nun aber auch das endliche Resultat als natürliche Folge der bisherigen Verhandlungen vorauszusehen war, so mußte doch der Eindruck, den es auf den König machte, sehr verletzend sein, besonders nachdem er aus einer sächlichen Stellung in eine persönliche herausgegangen war. Er löste deßhalb unverweilt die Versammlung am 4. Junius auf und befahl den auswärtigen Mitgliedern, unverweilt in ihre Heimat zurückzukehren. In einem Manifeste vom 5. Junius aber sprach sich der König weitläufig über die Gründe aus, welche die Auflösung der Ständeversammlung nothwendig hätten herbeiführen müssen, und erklärte auch: „Wenn die Mehrzahl des Volkes durch die Amtsversammlungen oder durch die Magistrate den Entwurf annehmen werde, so wolle er auch seinerseits den Verfassungsvertrag als abgeschlossen ansehen und in Wirksamkeit setzen. In jedem Falle aber werde er schon jetzt das Volk aller Wohlthaten dieses Entwurfes theilhaftig werden lassen." Und wirklich wurde auch, wie wir oben gesehen haben, Vieles gethan, wodurch dieses Versprechen in Erfüllung gieng. Indessen legte sich doch allmählig die Aufregung, das starre Festhalten an dem „guten alten Recht" machte vorurtheilsfreier Ueberlegung Platz und man erkannte, daß für das wahre Wohl des Landes besser gesorgt werde, wenn man, auch mit Aufgebung vorgefaßter Lieblingsmeinungen, den Abschluß des Verfassungswerkes fördern helfe. Auch hatte man gesehen, welche schöne

Früchte mehrere in's Leben getretene Artikel des Verfassungsentwurfes bereits getragen haben. Man sah während der Hungersnoth, wie der König und die Königin wetteiferten in allseitiger Beglückung des Volkes; man sah einen freien Handel, blühende Gewerbe, eine liberale Gemeindeverfassung, enthusiastisch beförderten Ackerbau, volle Preßfreiheit, (die jedoch später durch Bundestagsbeschlüsse wieder aufgehoben wurde), freigebigste Fürsorge für die geistigen Interessen und noch so vieles Andere, das zum Segen des Landes ausschlug. Es floh deßhalb allmählig der finstere Geist des Mißtrauens, der Hinterlist, der Kleingläubigkeit, und freies Blut bewegte sich in den Adern des jungen Staates. Es wandten sich zuerst das bischöfliche Generalvikariat, dann Amtsversammlungen und Magistrate mit Bitten an den König, das Verfassungswerk zu vollenden. Die Folge war, daß der König am 10. Juni 1819 ein Manifest erließ, worin er eine neue Ständeversammlung auf den 13. Juli nach Ludwigsburg zusammenberief. „Er wolle," sagte er, „dem Volke Gelegenheit geben, diejenigen Wünsche, die ihm noch in Beziehung auf den Verfassungsentwurf übrig geblieben sein mögen, dem Könige vollständig und umfassend vorzutragen." Das Vertrauen des Königs wurde dießmal nicht getäuscht. Es kamen ihm nicht nur die Stände mit der ehrenvollsten Bereitwilligkeit entgegen, sondern es sahen auch beide Theile von allen früher so hartnäckig festgehaltenen Formalitäten ab und wendeten ihr ganzes Interesse der eigentlichen Sache zu. Die Berathungen der Stände über den vorgelegten Entwurf begannen nun alsobald und dauerten bis zum 18. September. Die von ihnen gewünschten Zusätze und Abänderungen wurden hierauf der Regierung vorgelegt, welche sodann ihre Entschließungen den Ständen mittheilte. Von Seiten der letztern wurden nun keine weitern Schwierigkeiten mehr gemacht, son- die einfache Frage: „Soll der Verfassungsentwurf in der Gestalt, wie er jetzt vorliegt, angenommen werden?" allgemein bejaht.

Nachdem nun am 24. September die vollendete Verfassungsurkunde von den Ständemitgliedern unterzeichnet war, erschien der König am 25. September in dem Thronzimmer des Schlosses zu Ludwigsburg, umgeben von den Mitgliedern des geheimen Raths und der Hofchargen, um das von sämmtlichen Ständen unterzeichnete Exemplar der Verfassungsurkunde aus den Händen des von 25 Deputirten begleiteten Fürsten Präsidenten zu empfangen. Hierauf trat er in den Ordenssaal des

königlichen Schlosses, in welchen die Ständeversammlung unterdessen geführt worden war, und übergab dem Fürsten Präsidenten die von ihm unterzeichnete, mit dem großen Staatssiegel versehene Urkunde, an deren Schlusse er „das Gelöbniß bei seiner königlichen Würde für sich und seine Nachfolger aussprach, den Verfassungsvertrag nicht nur für sich selbst fest und unverbrüchlich zu halten, sondern auch gegen alle Eingriffe und Verletzungen zu schützen und bei Kräften zu erhalten." Einen besonders tiefen Eindruck auf die Gemüther aller Anwesenden machte die Rede, welche der König zum Schlusse der Verhandlung vom Throne herab hielt: „Sie erhalten," sagte er, „hiemit meine feierliche Bestätigung der durch freies Einverständniß errichteten Verfassung des Königreichs. Möge diese ernste Stunde segensreich für das Vaterland sein! Und sie wird es sein, wenn der Geist der Mäßigung, der Ordnung und der Wahrheit ihrer Anwendung vorsteht; wenn wahre Vaterlandsliebe, ächter Bürgersinn das Gute, welches sie enthält, auszubilden, und ihre Unvollkommenheiten, die sie mit jedem menschlichen Werke theilt, zu verbessern bemüht sind. Ohne diesen Geist, ohne diese Gesinnung ist jede Verfassung eine leere Form. Diese Ueberzeugung hat meine Schritte in dieser wichtigen Angelegenheit geleitet. Sehr gut kannte ich die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in dem wir leben. Ich verbarg mir nicht die Schwierigkeit, welche darin lag, die verschiedenartigsten Ansichten, Wünsche und Erwartungen durch freie Zustimmung zu vereinigen, und wie, auch in dem glücklichen Falle, der mich heute in Ihre Mitte führt, ein auf diesem Wege entstandenes Grundgesetz manche Unvollkommenheit nothwendig an sich tragen müsse, welche in einem Werke, das nur aus einer Idee, aus einem Willen hervorgeht, leichter vermieden werden konnte. Doch diese Rücksichten wichen der Betrachtung, daß jede Verfassung nur in so weit gut ist, als sie den Bürger mit treuer Anhänglichkeit an seinen Regenten, an das Vaterland und dessen Einrichtungen bindet; daß Achtung vaterländischer Sitte vorzugsweise geeignet ist, diese Anhänglichkeit, welche Kraft und Muth zu jeder Anstrengung gibt, zu erzeugen, und daß mit ihr nothwendig auch die Bereitwilligkeit verbunden ist, die Lehren der Erfahrung zur Vervollkommnung der vaterländischen Einrichtungen zu benützen. Gerne vertraue ich daher dem guten Geiste meines Volkes, daß eine Verfassung, welche vorzugsweise aus seinen Sitten, aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgegangen ist, mir eine neue Gewährleistung der Ordnungsliebe, der

Gesetzmäßigkeit, der willigen Erfüllung jeder Bürgerpflicht sein werde. Sie haben dem Vertrauen, das Sie zu dieser wichtigen Angelegenheit berief, rühmlich entsprochen; mit Freuden ertheile ich Ihnen dieses Zeugniß im Angesichte Deutschlands; Ihr König dankt ihnen im Namen des Vaterlandes." — Und als nun der König den Saal verließ, so ertönte aus Aller Munde der einstimmige Ruf: „Lang und glücklich regiere König Wilhelm!" — Zwei Tage nachher, am 27. September, am Geburtsfeste des Königs, wurde die Verfassungsurkunde dem württembergischen Volke bekannt gemacht. Es empfieng sie mit Dank und Freude, und erkannte in ihr einen unverletzlichen Freibrief für sich und seine Nachkommen, sowie eine Sicherstellung gegen jeden Mißbrauch der Gewalt und gegen jede Antastung seiner menschlichen und bürgerlichen Rechte. In allen Gauen Deutschlands erhob sich die Stimme des Beifalls, mit Nachdruck bezeugend, daß unter allen Verfassungen, bisher dem deutschen Boden entsprossen, keine an lichtem, volksthümlichem Geiste und freisinnigem Charakter der württembergischen gleiche. Darum klangen auch im In- und Auslande in Aller Herzen die Worte nach, mit welchen der König den Abschluß des Verfassungsvertrags eröffnete: „Mit freudiger Empfindung verkündigen Wir Unserm getreuen Volke dieses Ereigniß, welches der Regierung ihre wohlthätige Wirksamkeit, dem Volke seine gesetzmäßige Freiheit, und dem gesammten Vaterlande eine glückliche Zukunft sichert. Möge die Vorsehung Unsere Bemühung für das Glück Unseres Volkes segnen. Mögen alle Keime des Guten, welche in die Verfassung gelegt sind, unter der sorgsamen Pflege treuer Diener des Staates und würdiger Stände des Königreichs gedeihen! Mögen künftige Geschlechter die Früchte der Anstrengungen genießen, welche die gegenwärtige Zeit gebietet!"

Wenn nun aber auch das württembergische Volk alle Ursache hatte, sich über den herrlichen Besitz seiner Verfassung zu freuen, so blieb doch dem Könige noch die schwerste Aufgabe übrig, nämlich die Rechtfertigung seiner hochherzigen Handlung und des Glücks seines treuen Volkes gegen die Großen dieser Welt. Er reiste deßhalb nach Warschau, wo er sich dieser Aufgabe persönlich entledigte. Sein dankbares Volk aber kannte keine Grenzen mehr, als der hochverehrte Fürst von seiner Reise wieder zurückkehrte. Weit hinaus zog ihm fast die ganze Stadt Stuttgart entgegen, um ihn zu empfangen. Am Thore wurden die Pferde ausgespannt, und Bürger zogen den Wagen dem Schlosse zu. Hier

stand festlich gekleidet die ganze Schuljugend und sang, unter Begleitung einer unabsehbaren Menschenmenge, in heiliger Begeisterung das Lied:

Nun danket Alle Gott
Mit Herzen Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!

Nun hatte der König den größten und schönsten Triumph, dessen ein Fürst sich erfreuen kann, erlangt. Er hat sein Land zum Staate organisirt und diesem Staate eine freie Verfassung gegeben, nicht als ein Geschenk königlicher Gnade, sondern auf dem Wege freier Uebereinkunft mit den Abgeordneten seines Volkes. Nun erst bildete Württemberg ein organisches Ganze, das seinen lebendigen und belebenden Keim der Entwicklung und Vervollkommnung in sich selber trägt. Doch nicht allein nach Innen hat sich das Land Selbstständigkeit zu erringen vermocht, sondern auch nach Außen, in der Stellung zu den übrigen Staaten Europas. Diese äußere Selbstständigkeit aber noch weiter zu berühren, gestattet der beschränkte Raum dieser Blätter nicht, und wir begnügen uns, in Kürze noch zu zeigen, welches die hauptsächlichsten neuen Gebilde sind, die in Folge der abgeschlossenen Verfassungsurkunde in dem württembergischen Staatshaushalte entstanden sind.

Wichtige Anordnungen gab es vornehmlich auf dem weitläufigen Gebiete des Ministeriums des Innern. Die im Jahre 1817 begonnene Organisation der Verwaltungsbehörden wurde vollendet. Ebenso wurde der Wirkungskreis und die Form der Geschäftsbehandlung bei den Kreisregierungen näher bestimmt, und der Wirkungskreis der Oberämter erweitert. Die Post wurde durch den Vertrag von 1819 dem Fürsten von Thurn und Taxis gegen eine jährliche Summe von 70,000 Gulden und mit Gestattung der Landboten-Anstalt übergeben. Die bürgerlichen Rechte der Juden wurden durch ein Gesetz von 1828 neu bestimmt; sie erhielten nun eine eigene Oberkirchenbehörde. Ebenso wurde auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten, des Unterrichts- und Erziehungswesens mit wesentlichen Verbesserungen fortgefahren. Die Kirchenconvente bekamen eine neue Amtsvorschrift und durch sie die Aufsicht über die Orts-, Kirchen-, Sitten- und Schulpolizei, die Verwaltung der

Armensachen und der laufenden Stiftungsgeschäfte. Im Jahre 1823 vereinigten sich die wenigen Reformirten im Lande mit der lutherischen Kirche. Zu Rottweil und Ehingen wurden im Jahre 1824 zur Bildung katholischer Geistlichen niedere Konvikte und im folgenden Jahre zu Gmünd ein katholisches Schullehrer-Seminar eröffnet. Im Jahre 1829 wurden in Stuttgart eine höhere Gewerbs- und Kunstschule, sowie von dieser Zeit an in andern Städten des Landes ähnliche Institute, die Realschulen, errichtet. Zu Ludwigsburg wurde 1821 zu Bildung von Offizieren eine Kriegsschule, zu Stuttgart im nämlichen Jahre eine Thierarznei-Schule eingerichtet. — Auch erhielt schon im Jahre 1817 das Kriegsministerium eine neue Organisation; die Stockprügelstrafe wurde, bis auf gewisse bestimmte Fälle, beim Militär abgeschafft; und im folgenden Jahre erschienen neue militärische Strafgesetze. Eine Verordnung von 1818 begründete das neue, in mehrfacher Hinsicht vorzügliche und auch im Auslande als Muster anerkannte, würtembergische Militärsystem. Im Jahre 1833 wurde zu Anerkennung und Belohnung vieljähriger, treu und vorwurfsfrei geleisteten Militärdienste ein Dienstehrenzeichen gestiftet; und im Jahre 1840 erhielten die Veteranen des Königreichs eine Kriegsdenkmünze. — Ebenso wurden auf dem Gebiete des Finanzministeriums weise Einrichtungen getroffen. Im Jahre 1822 wurde die Forstverwaltung organisirt und die Jagden größtentheils verpachtet. Durch die Entdeckung und Bearbeitung neuer Salzwerke, sowie durch die verbesserte Einrichtung der bestehenden Eisenwerke erhielt die Kammer eine neue Quelle des Einkommens. Wichtiges geschah auch zu besserer Einrichtung des Steuerwesens. Das Gesetz von 1818 sprach die Trennung der Grundsteuer von den Gebäude- und Gewerbsteuern aus. Im Jahre 1818 erschien eine Instruktion für Einschätzung der Gebäude und der Gewerbe. Die Verfertigung eines neuen Katasters wurde in demselben Jahre begonnen und eifrig fortgesetzt. — So herrschte während dieser Zeit eine mannigfache und vielseitige Thätigkeit in der Staatsverwaltung; und wenn auch nicht alle Veränderungen und Einrichtungen Beifall fanden, so zeigte sich doch ein unverkennbares, rüstiges Fortschreiten; der Gang der Staatsmaschine wurde regelmäßiger und übereinstimmender; eine lobenswerthe Ordnung herrschte in allen ihren Theilen und verjährte Mißbräuche wurden glücklich abgeschafft. Sein besonderes Augenmerk richtete der König wiederum auf Handel und Gewerbe; er schloß zu deren Unter-

stützung im Jahre 1827 mit dem Könige von Baiern den ersten deutschen Handelsvertrag, dem sich in der Folge noch mehrere deutsche Bundesstaaten anschloßen, woraus sodann der große „deutsche Zollverein" entstand. Dadurch sind in einem großen Theile Deutschlands die Schranken gefallen, welche bisher den Handel und Verkehr hemmten. Um das Münzwesen besser in Ordnung zu bringen, schloßen mehrere süddeutsche Staaten im Jahre 1837 den süddeutschen Münzverein, und später wurde hierüber von Abgeordneten der sämmtlichen Mitglieder des Zollvereins weiter verhandelt. Da auch zu der rühmlichen Vorsorge der Regierung noch die große Thätigkeit, der kühne Spekulations- und Unternehmungsgeist der Privatleute hinzukam, so darf man sich nicht mehr wundern, daß so viele und zum Theil recht ansehnliche Gewerbsanstalten entstanden sind, daß so mancher neue Gewerbszweig im Lande eingeführt wurde, und daß Landwirthschaft, Industrie und Handel hier schöner als je aufblühten. Zur weitern Unterstützung des Handelsverkehrs dienten namentlich auch die vielen neuen Straßen, welche unterdessen allenthalben im Lande angelegt wurden und die Verbesserung der alten, sowie endlich hauptsächlich auch die auf dem Bodensee eingerichtete Dampfschifffahrt. Und sollte sich der Staat noch entschließen können, durch Württemberg eine Eisenbahnlinie zu ziehen, die mit den Bahnstrecken des östlichen und westlichen Nachbarstaates in Verbindung zu treten hätte, so bliebe in der gegenwärtigen Zeit dem Handels- und Gewerbsstande nur Weniges mehr zu wünschen übrig.

In Betracht, daß die Verfassun gsurkunde dem württembergischen Volke nicht als ein in jeder Hinsicht vollendetes und abgeschlossenes, sondern nur als ein solches Werk übergeben wurde, das neben dem vielen Vortrefflichen zugleich auch noch menschliche Mängel an sich trage, welche der spätern Zeit zu verbessern vorbehalten seien, haben wir noch mit wenigen Worten der Wirksamkeit der Landstände, seit der Zeit, in welcher die Verfassung in's Leben getreten ist, zu gedenken. Der erste Landtag begann am 15. Januar 1820. Der hauptsächlichste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der Kammer in Anspruch nahm, war die Sache des Abgeordneten List, gegen welchen, „wegen Verläumdung der Regierung, der Behörden und der Staatsdiener," eine Kriminaluntersuchung eingeleitet wurde. Der Gegenstand gab der Kammer Veranlassung, die Regierung um eine Revision der Gesetze über Staats- und Majestätsverbrechen zu ersuchen. Vornehmlich beschäftigte sich die

Kammer auch mit einer umfassenden Prüfung der gesammten Staatsverwaltung, und machte der Regierung Anträge, welche von dieser auch größtentheils angenommen wurden. Außerdem betrafen die Verhandlungen die Beschränkung der Preßfreiheit, das Institut der Landjäger, die Einführung der Kapital- und Besoldungssteuer, die Bearbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches, die Revision des Zunftwesens, die Verbesserung der Besoldungen der Kirchen- und Schuldiener, die Sonntagsfeier, die Revision des Steuersystems ꝛc. ꝛc. Der zweite Landtag begann am 1. Dezember 1823. Gegenstände der Berathung waren: Die Gründung eines Landtagsblattes zur Belehrung des Publikums, das Pfandwesen, die Sonntagsfeier, die Einquartierung, der Einzug der Steuerrückstände, der Hausirhandel, das Schäfereiwesen, das Flußbauwesen, die Pensionen der deutschen Schullehrer, das Zollwesen, die Umgelds- und Accise-Abgaben, die Abgabe von Hunden ꝛc. ꝛc. Hierauf wurde am 1. Dezember 1826 der dritte Landtag eröffnet, nach welchem auf den 15. Januar 1828 ein außerordentlicher Landtag einberufen wurde. Die Aufgabe der Ständeversammlung war dießmal wichtiger und umfangreicher, als früher. Die zur Berathung gekommenen Gegenstände waren: Ein Bürgerrechtsgesetz, welches die Verhältnisse der Bürger zu den Gemeinden bestimmen sollte, der öffentliche Rechtszustand der Juden im Staate, ein Schäfereigesetz, ein neues Tax- und Sportelgeses, eine allgemeine Gewerbeordnung, das Pfandsystem, ein neues Rekrutirungsgesetz, vor Allem aber ein Gesetz, nach welchem der Staatshaushalt eine feste und sichere Grundlage erhalten und das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe dauernd bestimmt werden sollte ꝛc. ꝛc. Von kurzer Dauer war der vierte Landtag, welcher am 15. Januar 1830 begann. Auf ihm kamen vornehmlich vor Finanzgegenstände, die Rechenschaft der Finanzverwaltung, die Steuerverwilligung ꝛc. Daß es auf dem fünften Landtage, welcher am 15. Junius 1832 eröffnet wurde, lebhafter hergieng, als auf den frühern, brachte die damals aufgeregte Zeit mit sich. Es wurden dießmal die Fragen über das Verhältniß zum deutschen Bunde, über Preß- und Wahlfreiheit aufgestellt und entwickelt. Der Antrag eines Abgeordneten aber, „der Regierung gegenüber darauf zu bestehen, daß dieselbe die Beitrittserklärung ihres Gesandten am Bundestage zu den am 28. Junius bechlossenen 6 Artikeln, wo nicht förmlich zurücknehme, so doch diese Artikel auf eine, die württembergische Verfassung sicherstellende Weise erläutere ꝛc." führte

die Auflösung der Ständekammer herbei, welche erst am 20. Mai 1833 wieder eröffnet wurde. Auf diesem Landtage wurden die Ausgaben um 80,000 Gulden vermindert, der Salzpreis auf 3 Kreuzer das Pfund herabgesetzt, die jährliche Summe von 20,000 Gulden zu Verbesserung der Besoldungen der Elementarschullehrer bewilligt, die Ablösung der Frohnen, Beden und ähnlicher Abgaben besprochen, das neue Schulgesetz verabschiedet, die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer um 200,000 Gulden vermindert rc. rc. Dieser Landtag wurde im Dezember desselben Jahrs vertagt und erst am 27. November 1835 wieder eröffnet. Endlich wurde am 15. Januar 1838 ein außerordentlicher Landtag zusammenberufen, auf welchem ein Zollgesetz nebst Zollordnung berathen und verabschiedet wurde. Der Hauptberathungsgegenstand jedoch war das neue Strafgesetzbuch, welches zu manchen lebhaften Debatten Veranlassung gab. Es wurde mit 62 Stimmen gegen 28 angenommen.

Die hier in gedrängter Kürze dargestellten wichtigsten Resultate der landständischen Verhandlungen mögen uns den sichern Beleg geben, daß für die Verwirklichung der Verfassung, deren sich Württemberg seit der Zeit von 22 Jahren zu erfreuen hat, wenn auch noch nicht Alles, so doch möglichst Vieles geschehen ist. Und es dringt sich uns deßhalb von selbst der Wunsch auf, daß es dem geliebten Könige Wilhelm, dem Gründer des neuen Staates, vorbehalten bleiben möchte, das Fehlende zu ergänzen. Dazu möge ihm Gott seine künftigen Tage fristen!

Zum Schlusse dieser kleinen, als Denkschrift auf das fünfundzwanzigjährige Regierungs-Jubiläum unsers geliebten Königs gewidmete, Beschreibung des „Königreichs Württemberg" verweilen wir noch ein Wenig bei der hohen Familie Seiner Majestät.

Die Königin Catharina, den Stern des Nordens, wie sie ein Dichter nannte, haben wir schon auf ihrem kurzen, thatenreichen Lebensgange begleitet bis zum Grabe. Auch haben wir erzählt, daß sie ihrem königlichen Gemahle zwei Pfänder ihrer ehelichen Liebe, die Prinzessinnen Marie und Sophie, hinterlassen hat. — Die hohe Aufgabe aber dieses holden Töchterpaares war es nun, dem herrlichen und erhabenen Bilde der verewigten Mutter nachzuleben. Und mit Freuden durften auch König und Volk erblicken, wie in den Edlen der hohe Geist sowohl, als die liebevolle,

zum Wohlthun stets bereite Gesinnung derselben wieder auflebte, und wie die sorgsam gepflegten Keime zur schönsten Blüthe heranreiften. Doch nicht allein für die Erziehung der theuren Töchter war der königliche Vater unabläßig bemüht, auch eine zweite Mutter wollte er ihnen geben, indem er sich am 15. April 1820 mit der Tochter seines Oheims Ludwig, Pauline Therese Louise, geboren den 4. September 1800, vermählte. Sie beglückte den königlichen Gemahl am 24. August 1821 mit einer Tochter, Catharina Friederike Charlotte, am 6. März 1823 aber mit dem Kronprinzen Karl Friedrich Alexander, und am 4. Oktober 1826 mit einer zweiten Tochter, Auguste Wilhelmine Henriette, als mit theuren Pfändern ihrer ehelichen Liebe. In der Königin Pauline fanden nicht bloß die hinterlassenen Kinder ihrer Vorgängerin, sondern auch die verwaisten Anstalten derselben, sowie das ganze Land eine treue Pflegerin und liebevolle Mutter. Zu diesem hohen Berufe machten sie vorzüglich tüchtig ihr sanfter, zur Aufopferung und zur Beglückung fähiger Charakter, ihre einfache, allem äußern Scheine abholde Gesinnung, und ihr wahrhaft frommes Gemüth. Schon die Königin Catharina war von dem Gedanken beseelt, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu stiften, wurde aber durch einen unerwartet schnellen Tod davon abgehalten. Eben diesen Gedanken ergriff nun die Königin Pauline, in Uebereinstimmung mit ihrem zum Wohlthun stets bereiten Herzen, und gründete in Stuttgart eine Anstalt, welche den Namen Paulinenpflege trägt. Mit nicht minderer Sorgfalt nimmt sie auch unter ihre mütterliche Obhut das gleichfalls in Stuttgart bestehende Catharinenstift, indem sie fortwährend die Kosten für mehrere Pensionäre des Instituts übernimmt. Dieß Alles ist jedoch nur ein kleiner Theil von der unermüdlichen Sorgfalt der Königin Pauline. Eine Menge Nothleidender weiß auch Vieles noch zu erzählen von den stillen Thaten der erhabenen Wohlthäterin.

Wenn aber die Königin durch ihr fortgesetztes wohlthätiges Wirken sowohl im engern, als im weitern Kreise zu einer segensreichen Erscheinung im Lande ward, so erhielt ihre Person für das württembergische Volk noch dadurch die höchste Bedeutung, daß durch sie der sehnlichste Wunsch des Landes in Erfüllung gieng, die hohe königliche Familie mit einem Thronfolger vermehrt zu sehen. — Unaussprechliche Freude und unendlicher Jubel war im Lande, als die Geburt des Kronprinzen Karl verkündigt wurde; denn in ihm wollte das beglückte Volk nicht

allein den Erben des württembergischen Thrones, sondern wohl auch den Erben der väterlichen Tugenden erblicken. Eine sichere Bürgschaft hiefür gab der König seinem Volke selbst durch eine musterhafte, der Zeit vollkommen entsprechende Erziehung seiner Kinder, namentlich aber durch die seines zum Throne berufenen Sohnes. Die Erziehung der königlichen Kinder war schlicht und einfach, wie sie den Charakteren des hohen Elternpaares entsprach. Vor Allem aber erhielten dieselben eine sorgsame religiöse Bildung im wahren Sinne des Evangeliums. Darum kein Wunder, wenn das Volk die herrlichen Früchte einer solchen Erziehung mit Freuden heranreifen sah und begierig jede Gelegenheit ergriff, seine Anhänglichkeit an das königliche Haus zu erkennen zu geben, wie dieß namentlich auch der Fall war bei den Vermählungsfeierlichkeiten der beiden ältern Töchter des Königs, der Prinzessinnen Marie und Sophie. Die letztere ist seit dem 18. Juni 1839 vermählt an den Erben des niederländischen Thrones, Wilhelm von Oranien, die erstere aber seit dem 19. März 1840 an Seiner Erlaucht den Grafen Alfred von Neipperg. Nachdem der Kronprinz im älterlichen Hause diejenige wissenschaftliche Reife erlangt hatte, welche einer höhern Bildung zur Grundlage dienen muß, bezog er auf einige Zeit die Landesuniversität Tübingen, nachher aber die Universität Berlin, wo er sich gegenwärtig auf seinen künftigen Regentenberuf tüchtig zu machen sucht.

Noch gedenken wir mit wenigen Worten der letzten Erholungsreise unsers geliebten Königs. Nachdem er nämlich im verflossenen Sommer einige Zeit zur Stärkung seiner Gesundheit die Seebäder von Livorno benützt hatte, kehrte er über Venedig und Triest in seine Staaten zurück. Auf der Ueberfahrt nach Triest aber hatte er einen so heftigen Sturm zu bestehen, daß er mehrere Male in Lebensgefahr kam, indem das Dampfboot dem Untergange nahe war. Die Reise auf dem Wasser dauerte 17 Stunden, statt daß sie gewöhnlich in 8 Stunden zurückgelegt wird. Seine Majestät kam indeß, der göttlichen Vorsehung sei dafür gedankt, wohlbehalten in Triest an und wurde mit Kanonendonner vom Kastelle begrüßt und von dem Musikkorps des dort garnisonirenden Militärs und dem Generalstabe, sowie von den Repräsentanten der hohen Behörden feierlichst empfangen. Am 27. August betrat sodann der geliebte König die Grenzen seiner Lande bei Ulm, wo sich am Donauthore eine einfache, höchst sinnreiche Ehrenpforte mit den Namenszügen des allverehrten Herrscherpaares erhob. Die Bürgergarden zu Pferd und zu Fuß hatten

sich in Reih' und Glied aufgestellt, und eine frohe Menschenmasse wogte durch die mit grünen Guirlanden, Teppichen und Blumen festlich geschmückten Straßen; Kanonendonner und Glockengeläute und der tausendfache Ruf eines frohbeglückten Volkes begrüßte den geliebten Landesvater, ihn, den die Hand der göttlichen Vorsehung noch vor Kurzem in drohender Gefahr des Lebens sichtbar erhalten hat. Es war die Freude und der Jubel glücklicher Kinder bei der Heimkehr des längst ersehnten Vaters. Dieselbe Freude aber und derselbe Jubel wurde auch Abends vor dem Absteigquartiere Seiner Majestät bei hellem Fackelscheine wieder laut, indem die hiesigen Liederkränze vereint aus frohem Herzen folgende, von dem Vorstande des Liederkranzes zu diesem Zwecke gedichteten Worte sangen:

Was zieht heran in dichten Reih'n,
Die Straßen dort entlang?
Was tönt bei hellem Fackelschein
So freudig der Gesang?
Um ihren König reiht der Kranz
Der Liedersöhne sich;
Dich, Vater unser Vaterlands,
Sie grüßen jubelnd Dich.

O schöner Stern, einst in der Schlacht
Des Ruhms ein strahlend Licht!
O milde Sonne, die die Nacht
Der Willkürherrschaft bricht!
Doch mehr als Stern und Sonne Du
Kehrst Vater uns zurück;
Die Kinder jubeln laut Dir zu:
In Dir kehrt unser Glück!

Drum, Banner, wehet stolzer drein!
Klingt, Lieder, hellern Klang!
Ihm tönt aus deutscher Männer Reih'n
So freudig der Gesang,
Ihm, Dem wie einst dem Eberhard
— O schönstes Fürstenloos! —
„Die sichre Ruh" gefunden ward
In treuer Bürger Schooß.

Gewiß sind diese, von Ulms bewährten Meistersängern in frohen und hellklingenden Tönen ausgesprochenen Gefühle aus dem innersten Herzen eines jeden Württembergers genommen. Und die nächstbevorstehende, schöne und seltene Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums unsers allgeliebten Königs **Wilhelm** wird es darthun, daß des ganzen Volkes einzige Bitte es ist: Gott, laß den Zeitpunkt noch ferne — ferne sein, in dem du uns den geliebten König nimmst! Segne, beglücke, schirme, erhalte ihn!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wittmann, J. C.

Die Geschichte des Königreichs Württemberg vom Jahre 1806 bis auf unsere Zeit ; mit besonderer Berücksichtigung des Lebens und Wirkens S. M. Königs Wilhelm I. ; eine Festgabe zu dessen fünfundzwanzigjährigem Regierungs-Jubiläum ; nach den sichersten Quellen bearbeitet

Ulm 1841

Germ.sp. 533 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10022154-2